

1999

Sascha Unger

Oberhausen blüht auf / Landesgartenschau OLGA auf ehemaligem Zechen- und Kokereigelände

33

Dietrich Behrends

Im Haus Steinhauer drang Musik aus allen Ritzen / Von Friedrich Bellingrodt bis Friedhelm van den Mond

39

Michael Schmitz

Die Spitzenspieler / Es hagelt Preise aufs Theater

49

Klaus Wille

Ein Leben für den Spitzensport / Ulrich Feldhoffs Wort hat im internationalen Sport Gewicht

53

Hans-Walter Scheffler

Alle in einem Boot / Der Einkaufsstandort wandelt sich

57

Thomas Finkemeier

„Der Kontakt wird immer besser“ / Internationale Begegnungen lassen grenzenlose Freundschaften wachsen

61

Michael Schmitz

Christo macht ein Faß auf / Das IBA-Finale in Oberhausen

67

Gustav Wentz

Zurück nach zehn Jahren / RWO wieder auf nationaler Fußballbühne

73

Heinz Ingensiep

Oberhausen „macht“ keine Kohle mehr / Schicht am Nordschacht: Das Ende des Bergbaus

79

Hans-Walter Scheffler

An uns kommt keiner vorbei / Die Stadt entdeckt den Tourismus

85

Michael Schmitz

Die „soziale Macke“ im Hintergrund der Stars / Der Künstlermanager Dieter Mauritz

89

Carsten Oberste-Kleinbeck

Kleine Fische mit Biß liegen im Trend / Die Piranhas: Oberhausens erste Inlinehockey-Abteilung

101

Dietrich Behrends Paul Reusch 1942: „Werde Oberhausen nicht wiedersehen“ / GHH-Generaldirektoren saßen im Stadtparlament	105
Martin Berger Flehende Blicke als Motivation / Hilfskonvois rollen nach Rumänien	115
Klaus Müller Seniorenwelle „Radio Vincenz“ wieder voll in Fahrt / Erste private TV-Station im Altenpflegeheim „Haus Alexandria“	119
Rainer Suhr Bürger retten Ritterburg / Förderkreis weckt Vondern aus Dornröschenschlaf	125
Klaus Müller „Grünes Licht“ für den grünen Drachen „Tabaluga“ / Der Strukturwandel in der Neuen Mitte – oder: Gut Ding will Weile haben	131
Astrid Knümann Drei Säulen unter einem Dach / 25 Jahre Revierpark Vonderort	137
Helmut Kawohl Das Depot bleibt Depot / Rheinisches Industriemuseum ist neuer Nutzer des Behrens-Lagerhauses	141
Nicole Schauerte Trendy mit ein wenig Gottvertrauen / Neuer Funpark im Kaisergarten begeistert Kids aus dem Ruhrgebiet	145
Gustav Wentz Stabwechsel im Stadtsportbund / Josef Loege folgt Wilhelm Rüdell	151
Friedel Kaufhold Mit kleinem Etat zu großen Zielen / „Revier Löwen“ machen Eishockey in Oberhausen hoffähig	153
Kunsthau Haven / Kreatives im ehemaligen Klassenzimmer	157
Helmut Kawohl Blick zurück auf 1998 / Oberhausener Schlagzeilen	162

OBERHAUSEN 1999

The image shows the cover of a yearbook. The background is a photograph of a modern architectural scene. A prominent feature is a red, curved arch bridge with a concrete walkway and blue metal railings. In the background, there is a multi-story building with a mix of brick and light-colored panels, and a sign that partially reads 'TZU'. The sky is a clear, bright blue. The title 'OBERHAUSEN' is at the top in large white letters, and '1999' is below it in a similar style.

Ein Jahrbuch

TITELBILD:

*Verbindet den Gewerbepark „Am Kaisergarten“ mit dem Technologiezentrum Umweltschutz:
Die farbenfrohe Fußgängerbrücke über die Mülheimer Straße*

RÜCKSEITE:

Die Biene OLGÄ ist das Maskottchen der Oberhausener Landesgartenschau 1999

HERAUSGEBER:

*Plitt Druck- und Verlag GmbH, Oberhausen
in Zusammenarbeit mit der Stadt Oberhausen – Bereich Öffentlichkeitsarbeit –
und mit freundlicher Unterstützung
der Stadtparkasse
© Alle Rechte vorbehalten
Nachdruck auch auszugsweise nur mit
Genehmigung des Verlages*

KONZEPTION UND REDAKTION:

Helmut Kawohl, Ha-Jo Plitt, Michael Schmitz

GESTALTUNG:

Claus Schneider

FOTOS:

*Archiv Dietrich Behrends · Frank Elschner
Achim Marten · Michael Neubaus · Privatarchive
Stadtarchiv Oberhausen · Stadt Oberhausen – Jochen Emde
Marco Stepniak · Thomas Thöne · Heinz Unger
WAZ-Archiv · Wolfgang Volz*

HERSTELLUNG:

*Reproduktionen, Satz und Druck
Plitt Druck- und Verlag GmbH, Oberhausen
Feldstraße 21, Telefon 02 08 / 65 69 70*

Dezember 1998

BELICHTUNGEN

BELICHTUNGEN

Aus der deutschen Hauptstadt in die sanft erlassende „Wiege der Ruhrindustrie“ und eine neu erblühende Stadt: Vor drei Jahren schon hat der Berliner Fotograf Michael Schade für das Oberhausener „Jahrbuch '96“ Momente einer Stadt bebildert, die ihm fremd und auf eine poesievolle Weise doch vertraut war. Der inzwischen 34jährige, der in Leipzig an der Hochschule für Grafik und Buchkunst studierte und ebendasselbst 1995 sein Diplom machte, ist zurückgekehrt an die Stätte seiner Momente. Und er hat sie auf dem Weg des Strukturwandels neu und ebenso poetisch wie einst wiederentdeckt.

*Alle Stränge
bringen Oberhausen
auf das richtige
Gleis ...*



*... ob in die
Turbulenzen
der Oase
im CentroO. ...*





*... oder in das
beruhigende
Spinnennetz
im Revierpark
Vonderort ...*



*... ob zum Erholungs-
schläfchen in einer
Rollhockeypause ...*

*... oder in die
saftig grüne Idylle
mit vierbeinigen
Gefährten auf den
Rubrwiesen ...*







*... ob zu liebevollen
und bezaubernden
Strandnixen in
Vonderort ...*



*... oder in die
amerikanische
Food-Erlebniswelt
des CentO. ...*



*... ob auf die dicht-
gefüllten Parkdecks
der Shopping-Mall ...*

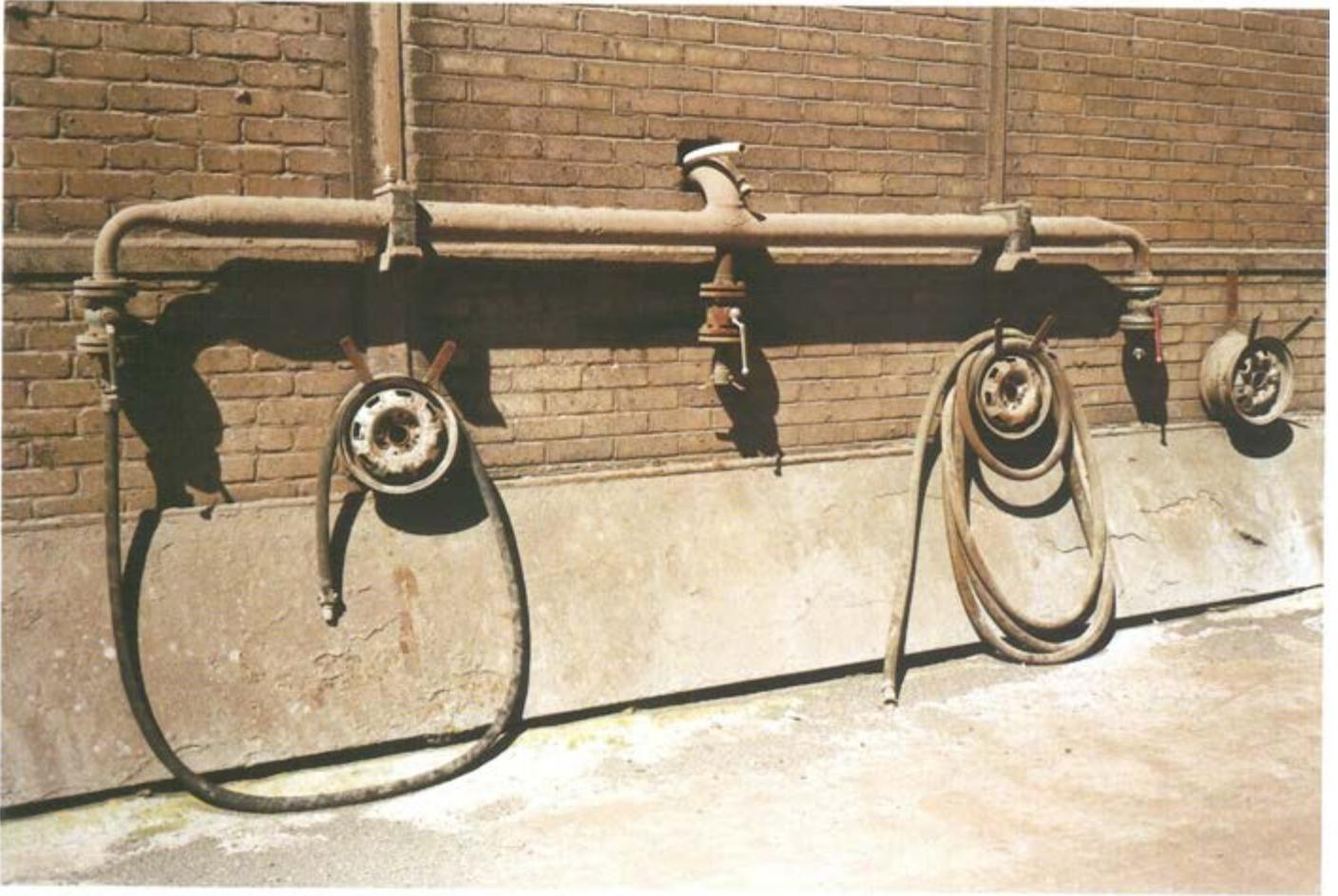


*... oder in die
hügeligen OLGA-
Freizeitwelten –*

*– und dann treibt
der Rhein-Herne-
Kanal mit seinen
Fluten die Frachter
gen Westen ...*



*... aus den
geschlauchten
Zeitzeugen
des begrabenen
Elektrostahlwerkes
wird man nichts
entnehmen können ...*





*... nicht einmal
eine vergessene
Flaschengalerie,
die das rostfarbene
Gemäuer ziert ...*





*... die Zukunft
beißt Tourismus,
hölzerne Bänke
auf marmornem
Boden ...*





*... heißt Skaten
im Trendsportpark,
wo sich einst die
Racket-Artisten
mühten ...*

*... heißt immer-
grüne Palmen
im aufblühenden
Oberhausen ...*





*... heißt aber auch
noch die beinahe
endlose Weite einer
Revierpark-Wiese –*



*– und dann steigen
die Fontänen künst-
licher Kanäle empor ...*



*... entführen Dich
an ein Kunstwerk
sparsam moderner
Brücken-Architektur ...*

*... und lassen
Dich innehalten
an den Grabsteinen
der Industriekultur
im Oberhausener
Nordschacht ...*

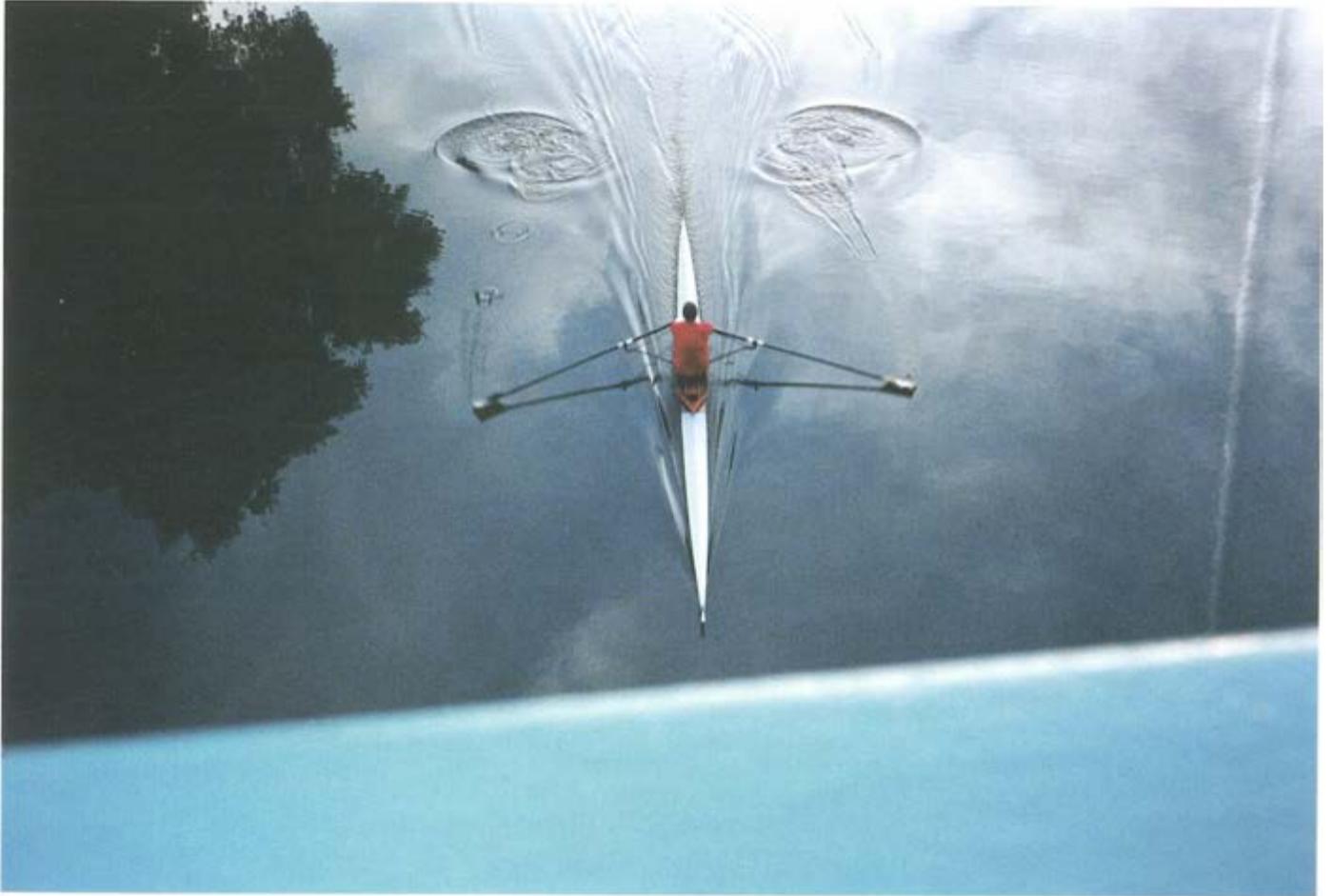




*... bei den
Binnenschiffen
auf dem Rhein-
Herne-Kanal ...*

*... bevor Du
wieder aufbrichst
zu neuen Ufern auf
traditionsreicher
OTHG-Asche ...*





*... um als kraftvoller Skuller auf
dem Kanal Deine Bahnen zu ziehen,
auf einem Strang, der Dich nach
Oberhausen führt, mutterseelenallein
und liebevoll umrauscht.*

OBERHAUSEN BLÜHT AUF

Landesgartenschau OLGA auf ehemaligem Zechen- und Kokereigelände

SASCHA UNGER

Schlamm, Beton und ein paar Bäume, so mochten es Skeptiker sehen, prägten lange das Gelände der Landesgartenschau in Osterfeld. Vom Grundsatz her hatten sie recht. Und doch lagen die Bauarbeiten stets im Zeitplan, bekräftigte der Geschäftsführer der Landesgartenschau GmbH, Theo Simons. Mittlerweile wissen auch ahnungslose Passanten, daß zwischen Vestische und Bottroper Straße, Rheinische und Fahnhorststraße kein Gewerbegebiet erschlossen wird, sondern ein neuer Park entsteht. Ein knappes halbes Jahr bleibt Theo Simons und seinen Mitarbeitern noch, um das alte Industrieareal nahe der Neuen Mitte in eine blühende Landschaft zu verwandeln. Für den 1. Mai 1999 ist die Eröffnung der Oberhausener Landesgartenschau – kurz OLGA geplant.

Große Baustellenschilder kündigen bereits das an, was in Kürze die Neue Mitte nach Norden hin

abrunden wird. Kaum zu glauben: Gerade einmal zehn Gehminuten ist die Landesgartenschau vom CentrO. entfernt, wenn alle neuen Brücken einmal fertig sind. Ab Mai 1999 können die Besucher Emscher, Rhein-Herne-Kanal, Eisenbahn und Autobahn gleich hinter dem CentrO. überqueren. Jahrzehntelang voneinander getrennte Stadtteile fügt die Landesgartenschau wieder zusammen.

Vom Schlamm der letzten Wochen ist in Osterfeld kaum noch etwas zu sehen. Nicht nur alle Bäume sind gepflanzt; auch Tausende von Blumen reihen sich entlang der ebenfalls größtenteils fertiggestellten Wege auf. Daß die Gartenschau jedoch mehr als eine reine Blümchen-Ausstellung ist, wird Theo Simons nicht müde zu betonen. Bei dem ehemaligen Zechen- und Kokereigelände handelt es sich zwar um den Kernbereich der Landesgartenschau, doch geht das Gesamtprojekt weit darüber hin-

aus. Der „Osterfelder Kessel“ gehört genauso dazu wie das Areal rings um den Gasometer, das Kanalufer und die Streifen zwischen Autobahn und Emscher.

Gerade hier sind die Landschaftsarchitekten gefragt, um die einzelnen Fragmente zu einem harmonischen Ganzen zusammenzufügen. Fast alle Bauaufträge für das 80-Millionen-Mark-Projekt hat die Landesgartenschau GmbH inzwischen vergeben. Die vor anderthalb Jahren gepflanzten Bäume standen den ganzen Sommer über in voller Blüte; monatelang aber glich das Zentralgelände einer Wüste. Heftige Regengüsse verwandelten es zudem in einen regelrechten Sumpf. Doch das ist normal: In die heiße Phase tritt die GmbH erst im Laufe des nächsten Jahres. Schließlich sollen die „Neuen Gärten“ – so lautet der offizielle Titel der Landesgartenschau – im Mai 1999 erblühen und nicht ein halbes Jahr zuvor.

Für das OLGA-Team war dennoch das Jahr 1998 das bisher spannendste auf der Großbaustelle. Zehntausende Rosen und Stauden kamen zwischen Gasometer und „Dom“ in die Erde, und mehrere Kinderspielplätze entstanden. Letztlich begann auch der Bau der Brücken und einer Eisenbahn-Verbindung zum Gasometer. Die Wege am Rhein-Herne-Kanal sind ebenso fertig wie die „Labyrinth-Gärten“ im Schatten der Nahverkehrsstraße. Dies alles soll im nächsten Jahr die Lücke zwischen den regionalen Grünzügen A und B des Emscher-Landschaftsparks schließen und zusammen mit den anderen Projekten der Internationalen Bauausstellung Emscher Park (IBA) die kreativen, zukunftsweisenden Möglichkeiten beim Umbau einer Industrielandschaft

verdeutlichen. Die OLGA ist daher auch ein Projekt der IBA, die 1989 als Strukturprogramm des Landes Nordrhein-Westfalen mit zehnjähriger Laufzeit gegründet wurde.

Die industrielle Geschichte des Ortes begann 1873 mit dem Bau der Zeche. 1879 wurde dann der erste Schacht in Betrieb genommen; im Laufe der Jahrzehnte kamen sechs weitere Schächte hinzu. Im Jahre 1893 entstand – eng verknüpft mit der Zeche – die Kokerei mit 125 Öfen. Sie wurde bereits vier Jahre später auf 265 Öfen erweitert. Auch die Zeche stand für rasantes Wachstum: Zwischenzeitlich zur Großschachanlage ausgebaut, lag ihre Förderleistung 1939 bei über 8000 Tonnen pro Tag. Nach den Beschädigungen im Zweiten Weltkrieg wurden einige Gebäude bis 1959 wieder aufgebaut. Eine völlige Erneuerung erfuhr „Osterfeld“ 1971. Das Aus für die Kokerei kam 1989, der Abriß 1992. Im selben Jahr, am 1. September 1992, stellte auch die Zeche Osterfeld ihren Dienst ein. Knapp zwei Monate später beschloß der Rat der Stadt Oberhausen, einen bundesweiten Ideenwettbewerb für die Landesgartenschau auszuschreiben. Den Zuschlag erhielt Oberhausen dann im Jahr 1995.

„Dom“ wird Garten-Center

Als Zeugen der industriellen Vergangenheit stehen in Osterfeld noch die zwei Pfortnerhäuschen, der Förderturm, das Steigerhaus und der „Dom“, der einst als Kohlenmischanlage genutzt wurde. Er wird derzeit zu einem Garten-Center umgebaut, das während der Landesgartenschau künstlerischen Blumen-Präsentationen dient. Mit einem Innen-Durchmesser von 83 Metern kommt diese „Staubglocke“ auf stolze 5810 Quadratmeter



Grundfläche. Die Kuppel wird komplett verglast; auf der unteren Ebene erhält die Stahlblech-Verkleidung große, dreieckige Glasflächen. Im Innenraum wird eine Galerie eingezogen, die eine weite Fläche von 2620 Quadratmetern erbringt. Allein 2000 Quadratmeter stehen in der Mitte des Doms für die Hallenschauen der

Von jedem OLGA-Standpunkt aus hat man den Gasometer im Blick

Landesgartenschau zur Verfügung: Rund um eine Wasserfläche mit großer Fontäne, hohen Bäumen und einer Felsenlandschaft werden Bilder aus der grandiosen Blütenpracht von Sommerblumen und Beetpflanzen gezeigt. Gleich ne-



*Die fesche Biene OLGA
ist das Maskottchen
der Landesgartenschau*

ben dem Gartendom präsentiert der Betreiber – Werner Kley aus Hamm – eine Reihe von Mustergärten, in denen die Hobby-Gärtner Anregungen für zu Hause finden. Der bekannte Emmericher Künstler Hein Driessen verwandelt dabei eine Parzelle in ein „Stück Niederrhein“.

Entlang der „Hauptachse“, die zwischen Gasometer und dem Eingangstor der ehemaligen Zeche Osterfeld verläuft, erstreckt sich ein durchgestaltetes Areal, das zwischen seinem Nord- und Südteil einen Spannungsbogen aufbaut. Der „Gartenteppich“ beschreibt den nördlichen Einstieg in diese Achse. Den unterschiedlichen Spielarten der „Entfaltung“ messen die Planer

hier eine besondere Bedeutung zu: Sie werden unter anderem durch modellierte Rasen- und Pflanzenwellen in Szene gesetzt. Die „Industrieblumen-Felder“ sind eine künstlerische Interpretation der im Ruhrgebiet vorkommenden Indu-

striebrachen. Acht unterschiedlich gestaltete Felder reflektieren ursprüngliche und stilisierte Formen des Zusammenspiels von Be-

*Förderturm und Steigerhaus
erinnern an die industrielle
Vergangenheit des Geländes*



wuchs, Produktionsresten und verbleibenden Architekturelementen auf solchen Brachen. Neben dem Spiel mit den Formen steht hier der Prozeß der Rückeroberung durch die Natur im Vordergrund.

Ihr Augenmerk richten die Bau-firmen derzeit auf den südlichen Teil des Gartenschau-Geländes, die sogenannten „Streifengärten“ zwischen Autobahn, Kanal und Emscher, den „Osterfelder Kessel“ und die ehemaligen Klär-becken der Ruhrkohle. Für rund 30 Millionen Mark werden diese bisher „verbotenen Zonen“ für Spaziergänger erschlossen, wobei mehrere Brücken für Radfahrer und Fußgänger das meiste Geld verschlingen. Die Streifengärten bestehen aus 31 Staudenbeeten und setzen die Hauptachse optisch fort. Private Gärten, die innerhalb dieser zehn Meter breiten Achse liegen, werden bewußt in das OLGA-Konzept integriert.

Historische Eisenbahn

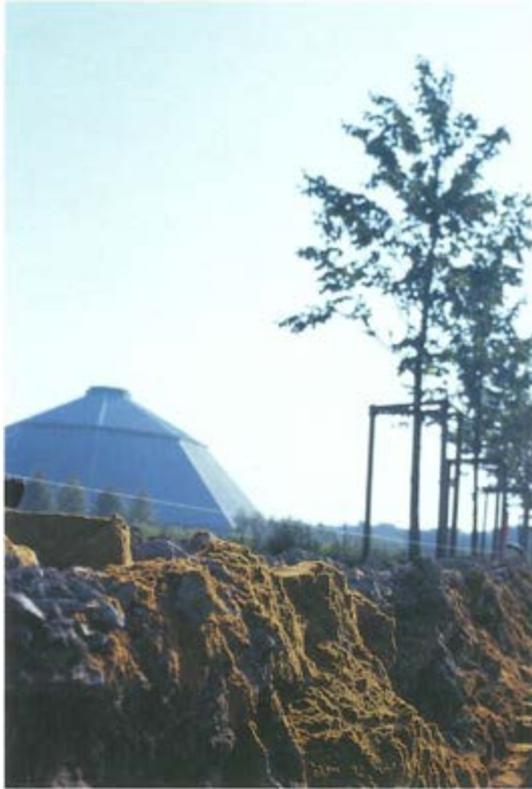
Die Landesgartenschau hat sich besonders zum Ziel gesetzt, neue Wegeverbindungen zu schaffen. Von der Hauptachse etwa zweigen Pfade zur Haltestelle des Nahverkehrs an der Werthfeldstraße, nach Osterfeld-Mitte und zum CentrO. ab. Die „Osterfelder Promenade“ führt am Ostrand des Parks vorbei und verknüpft die Gartenschau mit dem Revierpark Vonderort und der Neuen Mitte. Angebunden wird auch die neue öffentliche Golfanlage auf dem Gelände der früheren Kokerei Jacobi. Die Idee der Stadt, im Rah-

men der Landesgartenschau eine historische Eisenbahn zwischen Dom und Gasometer verkehren zu lassen, erhielt nun auch Rücken-deckung von der Internationalen Bauausstellung Emscher Park. Deren Chef Karl Ganser schwebt schon seit längerem eine historische Bahn quer durchs Ruhrgebiet vor, die die wichtigsten Projekte

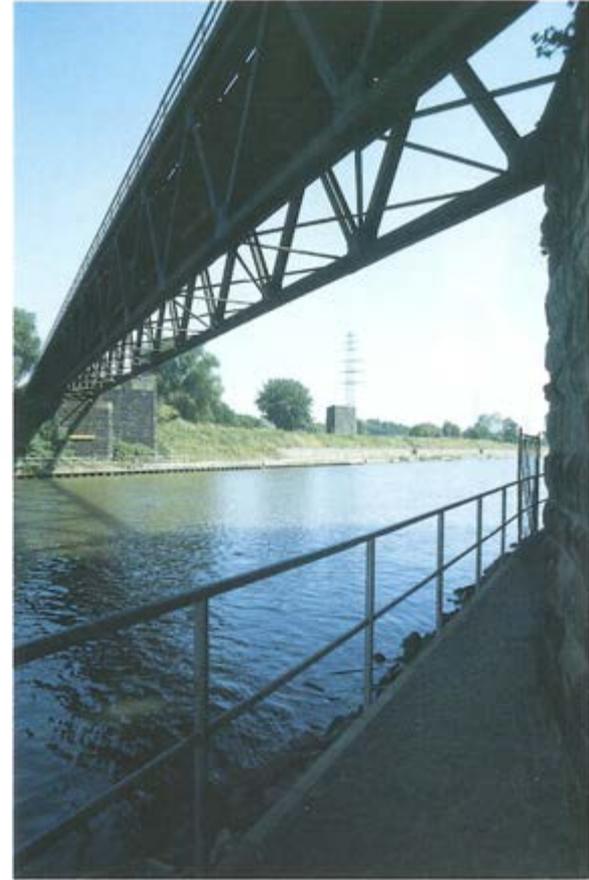
am Hauptbahnhof, ein weiterer zu Füßen des Gasometers und ein vorerst letzter in Höhe der Rheinischen Straße in Osterfeld.

Roncalli-Attraktionen

Neben ihrer herausragenden Gartenbau-Architektur wartet die



*Im „Dom“
finden die Hallenschauen
der OLGA statt*



*Brückenschläge verbinden die
Landesgartenschau mit dem
Gasometer und dem CentrO.*

des Strukturwandels miteinander verbindet. Der ins Auge gefaßte Zug stammt aus dem Jahr 1921 und soll nach Möglichkeit dauerhaft durchs Revier schnaufen – mindestens aber während der Landesgartenschau von Mai bis Oktober 1999. Vorgesehen sind drei Haltepunkte in Oberhausen: einer

OLGA 99 mit einem programmli-chen Highlight auf: Bernhard Paul, Direktor und künstlerischer Leiter des Circus Roncalli wurde als Intendant gewonnen. Es ist das erste Mal, das eine Gartenschau unter der künstlerischen Leitung eines Intendanten steht. Bernhard Paul wird während der OLGA 99



*Im Garten Osterfeld
findet der Besucher zahlreiche
Möglichkeiten der Entspannung*

Roncallis Historischen Jahrmarkt präsentieren: Jahrmarktattraktionen aus der Kaiserzeit, originalgetreu und liebevoll für die Sammlung des Roncalli-Direktors restauriert. Überragt wird der Historische Jahrmarkt von dem 50-Meter-Blumenriesenrad der Oberhausener Schausteller-Familie Oskar

Bruch – gestaltet von Bernhard Paul.

Bernhard Pauls „OLGA“ Theater beginnt am 1. Mai 1999 und endet fünf Monate später am 3. Oktober; eine Aufführung von 156 Tagen. Spielstätten können das geheimnisvolle Mondtor sein, die wuchtige, aber blühende Koksatterie mit dem gewaltigen Schwarzen Tor, der Platz der Zeitenwä(e)nde, die Baumharfe oder der phantastische

Gartenteppich. Bernhard Pauls Intendanz verheißt Artistik und zirkensische Kunst. Künstler, Gaukler, Artisten und Musikkapellen sind dabei. Als lebendiger Rahmen, als authentische Kulisse, dient der Historische Jahrmarkt mit Kettenflieger, Pferdekarussell, Schiffsschaukel, Holzriesenrad und Spiegelzelten.

Darüber hinaus inszeniert Bernhard Paul vier spektakuläre Parkfeste unter dem Motto der vier Elemente Feuer, Wasser, Luft und Erde. Trapezkünstler, Feuerartisten, Steinmenschen und phantastische Fabelwesen werden die Herzen der Besucher erobern. Darunter wird es eine ganze Festwoche anlässlich der Verleihung der Stadtrechte an Oberhausen vor 125 Jahren geben – Highlight hier ist die Einrichtung einer Circusschule, die vielleicht zur Dauereinrichtung in Osterfeld wird.

Was die Eintrittspreise angeht, liegt die Osterfelder Schau leicht unter denen der anderen Veranstaltungen der letzten Jahre. Wer Gartenschau und Dom besuchen möchte, zahlt als Erwachsener 15 Mark, ohne Dom zwölf Mark. Besonders interessant dürfte das Familienticket sein, das zwischen 30 und 37,50 Mark kostet. Zum Angebot gehören zudem Dauerkarten und Kombi-Tickets, die die An- und Abreise mit dem öffentlichen Nahverkehr erlauben. Verschiedene Ermäßigungstarife runden die Palette ab.

Der Zeitplan ist alles in allem sehr knapp bemessen. Am 1. Mai muß alles fertig sein – schließlich kann eine Landesgartenschau nicht erst im Spätsommer eröffnet werden. Doch Geschäftsführer Theo Simons ist sich sicher, das gesteckte Ziel fristgerecht zu erreichen.

IM HAUS STEINHAUER DRANG MUSIK AUS ALLEN RITZEN

*Von Friedrich Bellingrodt
bis Friedhelm van den Mond*

DIETRICH BEHREND'S

Das verbindet den Reichsgründer Fürst Otto von Bismarck und Alt-Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond miteinander: Beide stehen auf der zehn Namen enthaltenden Liste der Oberhausener Ehrenbürger. An diese in der NRW-Gemeindeordnung von 1952 (Paragraph 26) vorgesehene Auszeichnung erinnerte man sich im Rathaus, als die Frage anstand, in welcher Form Friedhelm van den Mond bei seiner Verabschiedung aus dem Amt des Oberbürgermeisters nach 18jährigem erfolgreichen Wirken als Stadtoberrhaupt in der schwierigen Phase des Strukturwandels gebührend zu ehren sei. Als seine politischen Freunde ihm diese Form der Auszeichnung antrugen, machte sich der einstige Alstadener Fahrsteiger zunächst einmal im Büro des Rates schlau, in welchen erlauchten Kreis er aufgenommen werden sollte.

Angeführt wird die Liste vom ersten Oberhausener Apotheker Frie-



Friedrich Bellingrodt, Oberhausens erster Ehrenbürger, war Oberhausens erster Apotheker. Er eröffnete seine Apotheke zwei Jahre vor Gründung der Bürgermeisterei, deren Aufbau er als Mitglied des Gemeindeparlaments und ehrenamtlicher Beigeordneter, zeitweise auch als stellv. Bürgermeister, mitgestaltet hat.

drich Bellingrodt, der sich als Kommunalpolitiker um den Aufbau der jungen Bürgermeisterei verdient gemacht hat. Dem ersten Reichskanzler Bismarck folgten mit Carl Lueg, Gottfried Ziegler und Paul Reusch drei GHH-Generaldirektoren. Ehrenbürger Otto Havenstein hat als erfolgreicher Oberbürgermeister in einer entscheidenden Phase der Stadtgeschichte deutliche Spuren seines Wirkens hinterlassen. Im Rausch der von den neuen Machthabern 1933 propagierten „nationalen Erneuerung“ veranlaßten die Nazis, daß sich nach Mülheim auch Oberhausen mit den Ehrenbürgern Hitler und Hindenburg „schmückten“. Der Name des „Volkskanzlers“ wurde 1945 gestrichen. Mit Musikdirektor Karl Steinhauer erhielt Oberhausen den einzigen musischen und mit Pfarrer Gerhard Wirtz den einzigen kirchlichen Ehrenbürger.

Der Name Friedrich Bellingrodt steht am Anfang der Oberhausener Stadtgeschichte. Der Siegerländer eröffnete 1860 die erste Apotheke auf Oberhausener Gebiet und war nach Gründung der Bürgermeisterei zwei Jahre später zunächst als einer der 18 vom Landrat Keßler (Duisburg) verpflichteten Gemeinde-Verordneten und ab 1875 als unbesoldeter (ehrenamtlicher) Beigeordneter dem ersten Bürgermeister Friedrich Schwartz beim Aufbau der mit 6000 Einwohnern gestarteten Gemeinde eine wertvolle Stütze. Den prächtig gestalteten Ehrenbürgerbrief, eines der wertvollsten Stücke des Stadtarchivs, konnte Bellingrodt 1893 als 63jähriger entgegennehmen. Er starb 1904 in Köln.

Kulturkampf nicht vergessen

Unter den zahlreichen Ehrenbürgerbriefen, die der vom jungen

Kaiser Wilhelm II. 1890 in den Ruhestand geschickte erste Reichskanzler Otto von Bismarck in seinem Schloß Friedrichsruh im

Zentrumspartei, in der man Bismarcks Auseinandersetzung mit der katholischen Kirche im sog. Kulturkampf noch nicht vergessen



Sachsenwald aufbewahrte, befand sich auch einer aus der jungen Industriestadt Oberhausen. Auszug aus dem vom Bürgermeister Wippermann unterzeichneten Protokoll der Stadtverordnetenversammlung vom 4. März 1895: „Mit großer Mehrheit beschließt die Stadtverordneten-Versammlung auf Antrag der Verwaltung, Sr. Durchlaucht dem Fürsten Bismarck das Ehrenbürgerrecht der Stadt Oberhausen zu verleihen, den 80. Geburtstag desselben am 31. d. Mts. durch einen Fackelzug und einen gemeinsamen Kommers aller Vereine zu feiern.“ Für die Anfertigung des Ehrenbürgerbriefs bewilligten die Stadtväter einen Kredit bis zu 500 Mark, die Kosten für die Geburtstagsfeier waren durch Spenden aufzubringen. Mit Rücksicht auf die im Stadtparlament stark vertretene

Ein Foto aus den 50er Jahren: Der damalige Stadtarchivar Fritz Gebne hält eines der wertvollsten Stücke des Stadtarchivs in Händen: den im Geschmack der damaligen Zeit künstlerisch gestalteten Ehrenbürgerbrief für Friedrich Bellingrodt, der ihm 1893 aus Anlaß seiner Übersiedlung nach Köln verliehen wurde. In einer Dankadresse bekundeten ihm 639 Mitbürger durch eigenhändige Namens-eintragung Dank und Anerkennung für sein jahrzehntelanges uneigennütziges Wirken im Dienst des jungen Oberhausener Gemeinwesens.

hatte, wurde in der Debatte einschränkend hervorgehoben, „daß lediglich die Verdienste des Fürsten Bismarck um die Gründung des deutschen Reiches und die Belebung der Industrie durch seine Wirtschaftspolitik“ maßgeblich für die Ehrung seien.

Der Geheime Kommerzienrat Dr. Carl Lueg, erster Generaldirektor der 1873 aus der Hüttengewerkschaft Jacobi, Haniel und Huyssen hervorgegangenen GHH, widmete sich nicht nur dem weiteren Ausbau des Unternehmens, sondern nahm auch im öffentlichen Leben einen hervorragenden Platz ein. Der bekannte US-amerikanische Stahl-Großindustrielle Andrew Carnegie nannte den in Sterkrade geborenen international anerkannten Hüttenexperten auf einer Ingenieurtagung in Lüttich „Grand old man“. Die Stadt Oberhausen ernannte ihn 1899 zum Ehrenbürger.

Der 1833 in Sterkrade als Sohn des Industrie-pioniers Wilhelm Lueg geborene und 1905 in Düsseldorf gestorbene Geheime Kommerzienrat Dr.-Ing. h.c. Carl Lueg, ab 1873 erster Generaldirektor der aus der Hüttengewerkschaft und Handlung Jacobi, Haniel und



Gilt als Baumeister des GHH-Konzerns: Dr. Dr. Paul Reusch. Der erfolgreiche Industriekapitän hat sich nicht nur als GHH-Generaldirektor, sondern auch als Kommunalpolitiker um unsere Stadt verdient gemacht. Vor dem Ersten Weltkrieg machte er sich dafür stark, daß Sterkrade endlich Stadt wurde. In der Diskussion über die Neugliederung des Ruhrgebiets 1929 unterstützte er das Bestreben von Oberbürgermeister Havenstein, Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld zu Groß-Oberhausen zusammenzulegen. 1913 wurde Reusch Ehrenbürger von Sterkrade, 1938 von Groß-Oberhausen.

Huyssen hervorgegangenen Gutehoffnungshütte („Actienverein für Bergbau und Hüttenbetrieb“), erhielt das Ehrenbürgerrecht 1899 „in freudiger und dankbarer Anerkennung seiner großen Verdienste in über 37jähriger unermüdlicher Mitarbeit am Aufblühen der Stadt.“



Ein Ehrenbürgerbrief war für ihn nur ein schwacher Trost für die Enttäuschung, keine Chance zu haben, erster Oberbürgermeister der durch die von ihm nach Kräften betriebenen Zusammenlegung von Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld entstandenen neuen Stadt Groß-Oberhausen zu werden: Berthold Otto Havenstein. Als Evangelischer hatte er das falsche Gesangbuch. Nach Inkrafttreten des Gesetzes über die kommunale Neugliederung des Ruhrgebiets am 29. Juli 1929 beauftragte ihn die Regierung mit der kommissarischen Leitung von Groß-Oberhausen, zum Oberbürgermeister gewählt wurde am 25. Februar 1930 das Zentrumsmittglied Dr. Wilhelm Heuser, Havensteins ärgster Widersacher in der Eingemeindungsfrage.

Wie seine Nachfolger an der GHH-Spitze, Gottfried Ziegler und Paul Reusch, fühlte sich Carl Lueg verpflichtet, neben seinem Einsatz für das stark wachsende Unternehmen sich als Stadverordneter kom-

munalpolitisch zu betätigen.

Familiengruft in Sterkrade

Mit Friedrich Bellingrodt war Carl Lueg bereits 1862 Mitglied des ersten Oberhausener Gemeinderats und fand die Zeit, viele Jahre in der späteren Stadtverordneten-Versammlung mitzuwirken. Sein Arbeitspensum muß beachtlich gewesen sein. Im Dienst der Allgemeinheit war er langjähriges Mitglied des Provinzial-Landtags sowie des Bezirks- und Landes-Eisenbahnrats. Zwei Jahre vor seinem Tod wurde der auch in ausländischen Fachkreisen hohes Ansehen genießende Hüt-

tenexperte in das Preußische Herrenhaus berufen. Carl Lueg fand in der Familiengruft auf dem evangelischen Friedhof an der Steinbrinkstraße seine letzte Ruhe. Die seinen Namen tragende Straße hinter dem Werksgasthaus mußte Ende der 50er Jahre wegen des von der GHH für die HOAG gebauten Großhochofens A aufgehoben werden. Die Stadt hat es versäumt, eine Straße in einem der neuen Gewerbegebiete nach dieser verdienstvollen Persönlichkeit zu benennen.

Weniger spekulativ, weil er als Kaufmann nicht mit technischen Pioniertaten aufwarten konnte, sind die Verdienste des 1908 in den Ehrenbürgerstand erhobenen Geheimen Kommerzienrats Gottfried Ziegler (1840 – 1922). In der langanhaltenden wirtschaftlichen

Rezession, die der überhitzten Hochkonjunktur der Gründerjahre folgte, meisterte Ziegler als kaufmännischer Direktor (ab 1873) an der Seite von Carl Lueg und von 1903 bis 1908 als Generaldirektor der GHH die Schwierigkeiten der Zeit. In einem Bericht über Oberhausens viertem Ehrenbürger heißt es u. a.: „Es ist sein Verdienst, durch unerschrockene Beurteilung der Wirklichkeit, wie sie in jener Zeit offenbar wurde, vielen Menschen in Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld den Arbeitsplatz erhalten zu haben.“ Seine Position als Kommunalpolitiker – ab 1877 Stadtverordneter und ab 1888 unbesoldeter Stadtrat in Oberhausen – wird in dem Bericht so dargestellt: „Die schicksalhafte Verbindung zwischen Industrie und der Stadt war damals hauptsächlich in seiner Person verkörpert.“

„Baumeister“ des Konzerns

Dr.-Ing. h.c. (TH Stuttgart), Dr. rer. nat. h.c. (Uni Erlangen) Paul Reusch, der Gottfried Ziegler am GHH-Ruder ablöste, ist in die Oberhausener Industrie- und Stadtgeschichte als „Baumeister“ des GHH-Konzerns und als Fürsprecher der Vereinigung von Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld zur GHH-Stadt Groß-Oberhausen eingegangen. Über den Konzern-Baumeister wird an anderer Stelle dieser Jahrbuch-Ausgabe berichtet, hier soll die Rolle, die Paul Reusch im öffentlichen, kommunalen Leben von Sterkrade und Oberhausen gespielt hat, beleuchtet werden.

Vor dem Ersten Weltkrieg unterstützte Reusch mit Nachdruck die Bemühungen des Bürgermeisters zur Nieden zur Erlangung der Stadtrechte für Sterkrade. In dieser Angelegenheit stand er beim Regierungspräsidenten in Düsseldorf

und beim Oberpräsidenten der Rheinprovinz in Koblenz auf der Matte, schrieb er an höchste Stellen in Berlin. Dank seiner Zähigkeit gelang es, wie Konzern-Chronist Bodo Herzog in seiner Schrift „Paul Reusch und die Oberhausener Kommunalpolitik“ berichtet, „den Regierungspräsidenten im Dezember 1912 zu einem Besuch in Sterkrade zu bewegen, für die Rundfahrt stellte er dem Bürgermeister ein Auto zur Verfügung.“ Die dankbaren Sterkrader belohnten die März 1913 mit Erfolg gekrönten Bemühungen des GHH-Generaldirektors mit dem Ehrenbürgerrecht.

Schnellzüge über Oberhausen

Von 1909 bis 1923 saß Paul Reusch im Oberhausener Stadtparlament. Bodo Herzog: „Selbstverständlich ging er auch in Oberhausen sofort tatkräftig an die Arbeit. Dabei fällt auf, daß er bestrebt war, die Interessen der Stadt und die der GHH miteinander zu verbinden.“ Sein Interesse für die Belange der Stadt ging so weit, daß er bei geplanten neuen Schnellzugverbindungen zwischen Berlin und dem Westen nicht nur darauf achtete, daß die Züge über Oberhausen verkehrten, sondern auch der Name unserer Stadt auf Zugleitschildern zu lesen war.

In der emotionsgeladenen Diskussion über die Gebietsreform 1929 bezog Paul Reusch Stellung gegen den Vorschlag des Sterkrader Oberbürgermeisters Dr. Heuser, das Alt-Oberhausener Stadtgebiet zu teilen. Den steuerzahlenden Norden mit den GHH-Betrieben beanspruchte Dr. Heuser für ein aus Sterkrade und Osterfeld zu bildendes neues Stadtgebilde, während Mülheim die Wohngebietshälfte im Süden übernehmen

sollte. Wenn schon Umgemeindung, so Reusch in seinen Stellungnahmen, dann eine Vereinigung der drei Städte Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld.

Freundschaft mit Theodor Heuss

Als Siebzigjähriger erhielt Paul Reusch 1938 die ihm 25 Jahre zuvor verliehene Ehrenbürgerschaft von Sterkrade auch für Groß-Oberhausen. Dazu Bodo Herzog: „Beide Städte wollten mit dieser höchsten Ehrung nach außen bekunden, welche schicksalhafte Bedeutung die GHH und ihre leitende Persönlichkeit für das Wachstum der Stadt und ihre finanziellen und sozialen Möglichkeiten hatte.“ Als er 1942 auf Druck des Reichswirtschaftsministeriums in Berlin seinen Schreibtisch an der Essener Straße räumen mußte, zog sich Paul Reusch auf seinen Alterssitz Katharinenhof bei Backnang zurück. Oberhausen, wo seit 1945 eine Straße in der City seinen Namen trägt, hat er nicht wiedergesehen. Bemühungen von Oberbürgermeister Pannenbecker und Oberstadtdirektor Schmitz, den Ehrenbürger zu einem Besuch in Oberhausen zu bewegen, blieben erfolglos. Dr. Dr. Paul Reusch starb 1956 in seiner württembergischen Heimat, wo er freundschaftlich mit Theodor Heuss verkehrt hatte.

Paul Reusch war 1905 in den GHH-Vorstand eingetreten. Ein Jahr später übernahm im alten Rathaus an der Schwarzstraße der Mann das Stadtruder, mit dem Reusch eine jahrzehntelange, von gegenseitigem Vertrauen bestimmte Zusammenarbeit zum Wohle Oberhausens in einer wichtigen Entwicklungsphase der Stadt verbinden sollte: Oberbürgermeister Berthold Otto Havenstein. In den 24 Jahren (1906 bis 1930), in de-

nen der tatkräftige Verwaltungsjurist die Geschicke der Stadt mit Umsicht und Weitblick lenkte, erhielt unsere Stadt ihr großstädtisches Gesicht. In seine Amtszeit fielen die Bebauung des heutigen Friedensplatzes und der Bau der Sparkasse am Grillopark, er betrieb den Rathausbau auf dem Galgenberg und drängte auf den Bau des neuen Hauptbahnhofs (Baubeginn 1929).

In Handschellen abgeführt

Eine Episode aus dem Jahr 1923 beleuchtet die Dramatik, die damals mit dem Amt des Oberbürgermeisters einer Reviergroßstadt verbunden war: Während der Ruhrbesetzung wurde Havenstein in Handschellen aus seinem Dienstzimmer abgeführt und von einem französischen Kriegsgericht zu drei Jahren Gefängnis verurteilt, davon verbüßte er 18 Monate in Saarbrücken. In einem Telegramm an die Stadt sprach Reichspräsident Ebert von einem „Willkürakt der französischen Militärgewalt“.

Während der Amtszeit Havensteins stieg Oberhausens Einwohnerzahl von etwa 60000 durch Zuzug, Eingemeindungen und vor allem durch die von ihm geschickt in die Wege geleitete Zusammenlegung der Städte Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld im Rahmen der 1929er Gebietsreform auf fast 194000 an. Schmerzlich für diesen verdienstvollen Kommunalpolitiker und Stadtlenker: Der Lohn für die Krönung seines Lebenswerks wurde ihm versagt. Nicht Havenstein wurde 1930 erster Oberbürgermeister der neuen Stadt Groß-Oberhausen, sondern ausgerechnet sein ärgster Widersacher in der Eingemeidungsfrage, der Sterkrader Oberbürgermeister Dr. Heuser, Mitglied der Zentrumspartei. Havenstein, Sohn eines Barmer Bür-

germeisters, hatte als Evangelischer das falsche Gesangbuch. Die Verleihung der Ehrenbürgerwürde aus Anlaß seiner Verabschiedung 1930 konnte für ihn nur ein schwacher Trost sein. Havenstein starb kurz nach Kriegsende in Coburg.

SA vor dem Rathaus

Die Verleihung der Ehrenbürgerschaft an Hitler und den greisen Reichspräsidenten von Hindenburg am 4. April 1933 könnte man als zeitgeschichtliche Fußnote abtun. Berichtenswert sind die Umstände, unter denen sich die Angelegenheit damals abspielte: In der von Dr. Heuser – er durfte bis 1938 seinen OB-Sessel behalten – geleiteten ersten Stadtverordnetenitzung nach der noch halbwegs freien Gemeindewahl im März 1933 demonstrierten die Nazis mit für Demokraten erschreckender Deutlichkeit, wer im Rathaus das Sagen hat, obwohl die NSDAP nur 20 der insgesamt 55 Sitze errungen hatte. Zur propagandistischen Einstimmung auf die Sitzung marschierte die SA vor dem Rathaus auf. Kommentarlos berichtete die Ruhrwacht, daß am Verwaltungstisch die im „Schutzhaf“ genommenen Beigeordneten Dr. Horch und Behrends fehlten, die Sitze der Sozialdemokraten und Kommunisten unbesetzt blieben. Die Stadtverordneten der NSDAP waren in brauner Uniform erschienen, „die anderen Stadtverordneten in dunkler Kleidung.“

Nicht alle riefen „Sieg-Heil“!

Nach der Abstimmung über den von einem NSDAP-Stadtverordneten, einem Rektor, „unter starkem Beifall und Händeklatschen im ganzen Hause“ eingebrachten Antrag, Hitler und Hindenburg in den Kreis der Oberhausener Ehrenbürger aufzunehmen, kam es zu einem nach dem Ruhrwacht-Bericht

„bedauerlichen“, für die damalige politische Situation bezeichnenden „Zwischenfall“, der verdeutlicht, daß noch nicht alle im Saal den „neuen Geist“ begriffen hatten. Der Aufforderung des Nazi-Fraktionsführers Börgers, die beiden neuen Oberhausener Ehrenbürger mit einem dreifachen „Sieg-Heil!“ zu grüßen, kamen die Zentrumsfraktion (mit 20 Sitzen so stark wie die NSDAP) und auch einige Deutsch-Nationale (Kampfbund Schwarz-Weiß-Rot) und Beigeordnete nicht nach. Die Nazis waren entrüstet, aus ihrer Fraktion ertönte der Ruf: „Raus mit dem Zentrum!“ Dr. Heuser bemühte sich, die Nazi-Gemüter zu beruhigen und sprach von einem Mißverständnis.

Noch dreister machten die Nazis ihren Machtanspruch in der Stadtverordnetenitzung vom 6. Juni 1933 deutlich, auf deren Tagesordnung neben der Verabschiedung des Haushalts 1933 der ausgerechnet von der NSDAP eingebrachte Antrag stand, Musikdirektor a.D. Karl Steinhauer aus Anlaß seines 81. Geburtstages das Ehrenbürgerrecht zu verleihen. Diesmal war die fünfköpfige SPD-Fraktion erschienen, die KPD-Stadtverordneten waren aufgrund einer ministeriellen Anordnung garnicht erst eingeladen worden.

„Ich zähle bis drei“

Zu Beginn der Sitzung postierte sich der Nazi Erich Kauer, umringt von einigen Gesinnungsgenossen, vor dem Platz des SPD-Fraktionsvorsitzenden Hermann Albertz und forderte ihn „mit lauter Stimme“ (Ruhrwacht) auf, den Saal zu verlassen, „weil Sie von der SPD nicht die Gewähr dafür bieten, am Aufbau des neuen Staates in unserem Sinne mitzuarbeiten.“ Als Albertz eine Erwiderung versuchte,

tönte Kauer: „Ich zähle bis drei, eins, zwei ...“ Albrecht zerknirscht: „Wir verlassen den Saal.“ Die Nazis verabschiedeten die gewählten SPD-Ratsmitglieder mit der dreisten Mahnung, es nicht noch einmal „zu wagen, hier zu erscheinen“. Damit war auch für Oberbürgermeister Dr. Heuser dieser Zwischenfall erledigt, er konnte die Sitzung eröffnen. Der Antrag, das Ehrenbürgerrecht für Steinhauer betreffend, wurde ohne Gegenstimme angenommen. Mit dem dreifachen „Sieg-Heil!“ klappte es diesmal besser: Alle stimmten mit ein, die Nazis sangen auch noch das Horst-Wessel-Lied.

„Traumwandler der Musik“

Karl Steinhauer, an den in Oberhausen II eine Straße erinnert, hätte wahrlich einen anderen Rahmen für seine Ehrung verdient. Die Auszeichnung galt einem „Traumwandler der Musik“ (Journalist Gerhard Steinhauer über seinen Vater). In seiner Heimatstadt Düsseldorf hatte er sich bereits als Komponist und Chorleiter einen Namen gemacht, als ihn Bürgermeister Wippermann 1901 ins damals gerade mal 43400 Einwohner zählende Oberhausen rief. Als Städtischer Musikdirektor baute Steinhauer in der Industriestadt in jahrzehntelanger Arbeit ein beachtliches Musikleben auf. Er gründete den Städt. Musikverein und einen Instrumentalverein, veranstaltete mit Chor und Orchester – auch mit dem Städt. Orchester Duisburg – Konzerte, die weit über Oberhausens Grenzen hinaus Beachtung fanden, förderte mit der Gründung des Kreisverbandes der Männerchöre den Männergesang, beriet die Dirigenten bei der Programmgestaltung.

Mit „Volkskonzerten“ – leichte Musik zu ermäßigten Eintrittsprei-



sen – gelang es ihm, weite Bevölkerungskreise für „Frau Musica“ zu gewinnen.

„Das 13. Kind“ seiner Frau

Über den Menschen Karl Steinhauer ist zu berichten, daß er Vater von zwölf Kindern und in den Dingen des praktischen Lebens recht unbeholfen, „das 13. Kind seiner Frau Maria“ (Gerhard Steinhauer) war. Für Frau Steinhauer bedeutete der kinderreiche Haushalt Dauerstreß, aber die in erster Linie aus dem bescheidenen Ge-

Wohlklingender Titel, aber bescheidenes Gehalt: Städtischer Musikdirektor Karl Steinhauer mit seiner tüchtigen Frau Maria, die 12 Kinder und als „13. Kind“ ihren in praktischen Dingen recht unbeholfenen Mann zu versorgen hatte. Ehrenbürger Steinhauer ist der Schöpfer des Oberhausener Musiklebens, er gründete u. a. den Städtischen Musikverein.

halt ihres Mannes resultierenden häuslichen Probleme meisterte die kluge Frau mit Umsicht und Tatkraft. Um die Einkommensverhält-

nisse zu verbessern, erreichte sie durch geschickt aufgesetzte Schreiben an die Königl. Regierung, daß ihr Mann am Wohnhaus der Fami-

lie an der Mülheimer Straße ein Schild mit der Aufschrift „Staatlich genehmigtes Konservatorium“ anbringen lassen durfte. Jetzt mußten die zwölf Steinhauer-Kinder ihr Elternhaus tagsüber sich mit den Musikschülern teilen. „Musik drang aus allen Ritzen“, schreibt Sohn Gerhard in seinem Buch mit dem bezeichnenden Titel „Ein Esser mehr“, in dem er köstlich das Steinhauersche Familienleben an der Mülheimer Straße schildert.

Der Fall Kellermann

Der Fall Kellermann spiegelt die Situation kurz nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges wider. Seit 1906 Bergwerksdirektor der GHH, trat Bergassessor a. D. Dr. Ing. h. c. Hermann Kellermann im Kriegsjahr 1942 die Nachfolge von Paul Reusch an: als letzter GHH-Generaldirektor (bis 1946) vor der Entflechtung des Konzerns durch die Sieger-

macht. Sechs Monate nach Kriegsende (zu seinem 70. Geburtstag) erhielt er den Ehrenbürgerbrief der Stadt Oberhausen. Der von der Besatzungsmacht Gnaden amtierende Oberbürgermeister Haendly und der ebenfalls von den Engländern eingesetzte Bürgerrat ließen sich bei dieser nicht unproblematischen Entscheidung wohl von dem Gedanken leiten, daß man gerade in der Notzeit, in der die Stadt beim wirtschaftlichen Neuanfang mehr denn je auf das Großun-

ternehmen angewiesen war, die Tradition fortsetzen sollte, dem jeweiligen GHH-Konzernchef die höchste städtische Auszeichnung zukommen zu lassen.

Ehrenbürgerbrief zurückgegeben

In der vom Gewerbeoberlehrer Scheiba künstlerisch gestalteten Glückwunschartadresse wird der Wunsch zum Ausdruck gebracht, daß der neue Ehrenbürger „an der Ruhrwirtschaft tätigen Anteil nehmen möge.“ Daran wurde Kellermann allerdings vorübergehend gehindert. Er gehörte zu den 76 führenden Männern der deutschen Eisenindustrie, die Ende November 1945 „durch Offiziere und Unteroffiziere der britischen Sicherheitspolizei aus ihren Häusern heraus festgenommen wurden“ (Pressebericht). Die Sieger warfen den Industriekapitänen vor, Hitler bei der Aufrüstung geholfen zu haben. Als die Sieger überprüfen wollten, ob die Ehrenbürgerrecht-Verleihung mit britischem Besatzungsrecht zu vereinbaren sei, gab Kellermann das Dokument 1947 zurück. Am Wiederaufbau der Oberhausener Industrie nahm er noch bis 1957 im Aufsichtsrat der HOAG Anteil. Eine von der HOAG aus Anlaß seines Ausscheidens aus diesem Gremium aus Altersgründen – er starb 1965 im Alter von fast 90 Jahren – „zur Förderung der beruflichen Weiterbildung von Belegschaftsmitgliedern und deren Kinder“ gegründete Stiftung trägt seinen Namen.

Aus dreifachem Anlaß wurde dem Geistlichen Rat, Ehrendechanten und Pfarrer Gerhard Wirtz 1956 im Alter von 82 Jahren auf Vorschlag seiner Pfarrgemeinde St. Johann Oberhausen die Ehrenbürgerwürde zuerkannt: 60 Jahre Priester, 60 Jahre Wirken in unserer



So stand es Anfang Dezember 1945 in der Zeitung: Unter den von der Feldsicherheitspolizei der Besatzungsmacht festgenommenen 76 „führenden Männern der Eisenindustrie“ befand sich mit GHH-Generaldirektor Dr. Hermann Kellermann auch ein Oberhausener Ehrenbürger. Kellermann hatte 1942 Paul Reusch, der auf Druck der Nazis seinen Schreibtisch an der Essener Straße räumen mußte, an der Konzernspitze abgelöst. Kellermann gab 1947 seinen ihm September 1945 verliehenen Ehrenbürgerbrief zurück.



Nach über vier Jahrzehnten wieder ein Ehrenbürger: Mit dieser höchsten von der Stadt zu vergebenden Auszeichnung wurde Pfeifensammler Friedhelm van den Mond Ende 1997 in Anerkennung seiner „außergewöhnlichen Verdienste“ um Oberhausen als Oberbürgermeister verabschiedet. Die Oberhausener Ehrenbürgerliste enthält jetzt zehn Namen. Der Alstadener hat als Nachfolger von Luise Albertz 18 Jahre lang als Stadtoberrhaupt erfolgreich gewirkt.

Stadt und 50 Jahre Pfarrer an St. Johann. Wirtz empfing sein Dokument in einem von seiner dankbaren Pfarre veranstalteten Festakt im Stadttheater aus der Hand von Bürgermeister Jansen. In seiner Laudatio hob der Bürgermeister hervor, Wirtz habe sich in der Jugendarbeit und auf karitativem Gebiet

über den eigentlichen kirchlichen Bereich hinaus um Oberhausen verdient gemacht. Dechant Kampert würdigte die „beispielhafte Treue“, die der gebürtige Kölner der Stadt Oberhausen gehalten habe.

Nach über vier Jahrzehnten

Mit Friedhelm van den Mond, als Nachfolger von Luise Albertz von 1979 bis 1997 letzter Oberbürgermeister gemäß dem von den Engländern 1946 eingeführten System der zweigleisigen Stadtspitze, gibt es nach über vier Jahrzehnten wieder einen Ehrenbürger. Seine „außergewöhnlichen Verdienste, die er sich während seines jahrzehntelangen ehrenamtlichen Wirkens

im kommunalpolitischen wie im sozialen Bereich in und um Oberhausen erworben hat“ (aus dem Ratsbeschluß zur Verleihung der Ehrenbezeichnung Alt-Oberbürgermeister und des Ehrenbürgerrechts vom 15. Dezember 1997) sind noch in frischer Erinnerung. Deshalb begnügen wir uns hier mit einem Zitat. In der Ausgabe 1997 des Oberhausener Jahrbuchs charakterisiert Michael Schmitz die Amtszeit des jüngsten Oberhausener Ehrenbürgers wie folgt: „Friedhelm van den Mond ... hat dem Amt die Note seiner Persönlichkeit (vom Pütt geprägt) aufgedrückt, nahbar, zum Anfassen, keine Affären, keine Schlagzeilen, die Würde des Amtes paart sich mit der

Hemdsärmeligkeit des ehemaligen Bergmanns, die ideale Konstellation an der Spitze einer Stadt im Wandel.“ Bei der offiziellen Übergabe der Ehrenbürger-Urkunde auf dem Stadtempfang am 23. Januar 1998 in der Luise-Albertz-Halle sagte Oberbürgermeister Burkhard Drescher über seinen Vorgänger, er sei mit seiner ausgleichenden Art maßgeblich daran beteiligt gewesen, daß die Bürger „über die scharfen Klippen des Strukturwandels hinweggekommen sind.“



Wesentlich bescheidener als im Fall Friedrich Bellingrodt ist der Ehrenbürger-Brief für Friedhelm van den Mond ausgefallen. Durch Ratsbeschluß vom 15. Dezember 1997 wurde dem einstigen Alstadener Fahrsteiger auch die Ehrenbezeichnung Alt-Oberbürgermeister zuerkannt.

Von Bellingrodt bis van den Mond: Die Schilderung des Wirkens der Oberhausener Ehrenbürger bietet einen Querschnitt durch 135 Jahre Stadtgeschichte. Das Ehrenbürgerrecht ist übrigens mit keinerlei Privilegien verbunden. Aber es ist ein Titel, der seinem Träger das befriedigende Gefühl vermittelt, daß sein Lebenswerk, sein Wirken für die Allgemeinheit die Anerkennung seiner Mitmenschen gefunden hat.

DIE SPITZEN- SPIELER

Es hagelt Preise aufs Theater

MICHAEL SCHMITZ

Im Spätsommer 1992, kritische Stimmen mußmaßten damals eher den beginnenden Herbst, öffnete sich erstmals der Vorhang für das neu gegründete Oberhausener Sprechtheater. Der Abschied von Oper und Operette, Musical und Ballett wurde betrauert, gar beweint – und das war ja sogar durchaus verständlich. Das Musiktheater war dem Oberhausener Publikum, dem auch der Region und sogar aus den Niederlanden, ans Herz gewachsen. Mit dem Schauspiel werde es für Oberhausen ein schlechtes, für das Theater gar ein rasches Ende nehmen.

An der Schwelle zum verflixten siebenten Jahr hat sich unser Schauspiel an die Spitze der sprechenden Bühnen im Rheinland gespielt. Einige Jahre als im Aufwind befindlich, von führenden deutschen Kritikerinnen und Rezensenten als aufstrebende Bühne bezeichnet, schnellte das THEATER OBERHAUSEN zum Ende der

Spielzeit 1997/98 an die Spitze im Rheinland, an Köln, Düsseldorf und Bonn vorbei, an Aachen, Wuppertal oder Moers, auch am Mülheimer „Theater an der Ruhr“. Sechs von 15 durch die Zeitschrift „Neues Rheinland“, dem Kulturorgan des Landschaftsverbandes Rheinland, befragten Fachleuten der schreibenden Zunft, darunter immerhin mit Ulrich Schreiber (u.a. „Frankfurter Rundschau“ und WDR) einer der bekanntesten deutschen Kritiker im Sprech- und Musiktheater, aber auch Hans-Jörg Loskill (WAZ) und Johannes K. Glauber (NRZ) und Andreas Willink („Westdeutsche Zeitung“) setzten das Oberhausener Theater auf Platz eins der Sprechtheater im Rheinland.

Einige Male wurde das Theater auch bei den Inszenierungen an der Spitze nominiert. So sah WAZ-Kulturchef Dr. Hans Jansen neben drei weiteren Inszenierungen anderer Bühnen Volker Schmalöers

Oberhausener „Baal“ Regie ebenso vorn wie Andreas Willink, FAZ-Kritiker Andreas Rossmann nannte die Inszenierung Klaus Weises von Alan Ayckbourn's Komödie „Alles nur aus Liebe“.

Das Ensemble schnitt ebenfalls hervorragend ab. Kein Schauspieler eines Theaters im Rheinland wurde so oft als „Bester“ genannt wie Felix Vörtler für seine Darstellung des Brechtschen „Baal“. Glauber, Jansen, Willink und die freie Kritikerin Eva Pfister sahen den Oberhausener als besten Schauspieler der Saison, Andreas Rossmann bezeichnete ihn als besten jungen Schauspieler. Willink und Rossmann setzten Manuela Alphons für ihre Darstellung der Barbara Trapes in Alan Ayckbourn's Komödie „Alles nur aus Liebe“ an die Spitze der Schauspielerinnen an rheinländischen Bühnen.

Dreimal, von Glauber, Jansen und Loskill, wurde Albert Bork für seine Darstellung des Ferdinand in Schillers „Kabale und Liebe“ als bester junger Schauspieler genannt, zweimal Kornelia Lüdorff als beste junge Schauspielerin, von Glauber und Loskill für ihre Rolle als Luise in „Kabale und Liebe“. Auch in der Sparte „Bestes Bühnenbild/Kostüme“ kam unser Theater auf eine Nennung, Eva Pfister setzte Dietmar Teßmann („Baal“) an die Spitze.

Wer „toppt“, darf auch floppen. Hans-Jörg Loskill sah in der Oberhausener Produktion „Arsen und Spitzenhäubchen“ den „Reinfall der Saison“ im Rheinland.

Unmittelbar an die Würdigung der Darstellungskunst des Felix Vörtler reihte sich auch das nordrhein-westfälische Ministerium für Stadtentwicklung, Kultur und Sport in die Reihe der Auszeichnenden ein: Vörtler erhielt in der

Sparte Schauspieler den NRW-Förderpreis, immerhin mit 10 000 Mark dotiert.

Fast peinlich war es dem Mimen, der zum Abschluß der Spielzeit 1996/97 bereits vom Oberhausener Publikum zum beliebtesten Schauspieler der Saison gewählt worden war, da schon, daß er von der Jury des Oberhausener Theaterpreises 1998 auch noch mit einem Preis bedacht wurde (übrigens eine Entscheidung, die vor der des Landes NRW getroffen wurde).

Eine wichtige Auszeichnung, nicht seine erste, erhielt der Oberhausener Schauspieler und Regisseur Mohammad Al'Behboudi („Raschid“), dessen „Welttheater“ seit Jahren Schlagzeilen macht. Beim „Theaterzwang“, dem Festival der freien Theater in NRW, wurde er im Frühjahr 1998 mit einem 15 000-DM-Preis der Stiftung Kunst und Kultur des Landes NRW und des Kultursekretariates ausgezeichnet für das Projekt „Barfuß nackt/Herz in der Hand“.

Auf dem regionalen Olymp

Das Oberhausener Schauspiel zumindest auf dem regionalen Olymp mit gewiß bundesweiter Anerkennung und Beachtung, dies mag – gewissermaßen als Zwischenspiel – ein Zitat aus „der Frankfurter Allgemeine Zeitung“ belegen. Da schrieb Andreas Rossmann, immerhin ein nachgerade intimer Kenner des Oberhausener Theaters, wahrlich aber kein kritischer Fan (der allerdings in „Neues Rheinland“ Oberhausen ebenfalls auf Platz eins gesetzt hatte), zum Finale eines Artikels über das dro-

hende Aus für ein Kindertheater in der nordrhein-westfälischen Kulturmetropole Köln:

„Die Stadt, die sich als Kunstmetropole gerne mit New York oder Paris vergleicht, scheint nichts dabei zu finden, daß sie im Kin-

Gesamtleistung des Oberhausener Theaters als beste der Saison, und das für ein Haus nur „mittlerer Größe“, so Rossmann, der Manuela Alphons auch bundesweit als beste Schauspielerin in der Darstellung der Barbara Trapes und Felix Vört-



dertheater dem kleinen Oberhausen nicht das Wasser reichen kann. Im Schauspiel kann sie das übrigens schon länger nicht mehr. Aber das ist eine andere Geschichte, die ausnahmsweise nichts mit Geld zu tun hat.“

Und so „schlug“ Rossmann dann in der Kritiker-Umfrage der wohl bedeutendsten Fachzeitschrift, „Theater heute“, nochmals zu. Er nannte „Alles nur aus Liebe“ als bestes ausländisches Stück der deutschen Theatersaison, wie übrigens auch Reinhard Kill, Kulturchef der „Rheinischen Post“. Beide bezeichneten in „Theater heute“ auch die

Die Leiden des Dorfrichters Adam (Hartmut Stanke) in Kleists Lustspiel „Der zerbrochene Krug“ begeistern das Theaterpublikum

ler als besten Nachwuchskünstler („Baal“) sah, während Reinhard Kill von „Kabale und Liebe“ völlig begeistert war: Er nannte Stefan Ottenie (Regie), Ariane Salzbrunn (Ausstattung), Kornelia Lüdorff und Albert Bork als beste Nachwuchskünstler/innen.

Nun ist das Oberhausener Jahrbuch bei all seinem lokalen Zuschnitt nicht unbedingt der rechte Ort, bedingungslos in Lokalpatriotismus zu machen. Aber stolz auf unser Theater, das nunmehr in der



Theatermusiker Michael Barfuß dirigiert zur Spielzeiteröffnung 1998/99 den „Chor des Oberhausener Ensembles“

7. Spielzeit als neues, junges Schauspiel zumindest bundesweit in aller Munde ist, wird man auch an dieser Stelle sein dürfen.

Stolz aber auch auf eine Stadt, die sich in einer höchst prekären finanziellen Situation dieses Theater immer noch „leistet“, die dem allgegenwärtigen kulturellen Aderlaß in Zeiten öffentlicher Schuldenhaushalte gar eine gegenteilige Marschroute auf die Etatfähnen schreibt.

In wenigen Wochen wird das Theater ein eigenes Haus mit zwei Probenbühnen, einem großzügigen Malersaal und weiteren „Werk-

statt“-Räumen in Betrieb nehmen können. So setzt Oberhausen, ohne nun einen Kniefall machen zu wollen vor den politischen Entscheidungsträgern auf dem Galgenberg, seine Kultur, auch die elitäre, eben nicht dem Fallstrick aus.

Sternstunden der Schauspielkunst

Solcher Denkensweise hat das Theater in den Jahren seiner sprechtheatralischen Neugründung Vorschub geleistet. Denn wer da beispielsweise glaubte, an der Ebertstraße würde man sich nach dem geballten Lob in den

vergangenen Jahren und vor allem für die letzte Spielzeit 1997/98 auf dem üppigen Lorbeer ausruhen, der sah sich im positivsten Sinne getäuscht. Gleich in der Eröffnungspremiere der Saison setzte Intendant Klaus Weise mit seiner Hamlet-Inszenierung einen überregional hochbeachteten Akzent, Günter Alt, gegen das gängige Hamlet-Klischee in der Titelrolle besetzt, begeistert inmitten eines insgesamt überragenden Ensembles das Publikum und die Kritiker

mit vier Sternstunden der Schauspielkunst.

Gleiches gilt für Albert Bork in der Hauptrolle von Kafkas „Die Verwandlung“ oder Hartmut Stanke Dorfrichter Adam sowie Yorck Dippes Gerichtsrat Walter in „Der zerbrochene Krug“. Und jetzt, zur Weihnachtszeit, verzaubert „Die Schneekönigin“ nach Hans Christian Andersens Märchen die kleinen und großen Fans des Theaters. Wieder mit einem großartigen Ensemble um ein bezauberndes Mädchen (Johanna Kollet) und einen wunderbaren Harlekin (Martin Skoda).



*Noch einmal
Hartmut Stanke
als Dorfrichter Adam*

Die Jury des Oberhausener Theaterpreises für die Saison 1998 traf – zufällig, bewusst oder gar zwangsläufig? – mit ihren Entscheidungen den Kern des Oberhausener Theatererfolges. Alle Preise gingen an Schauspieler/innen, neben Felix Vörtler noch an Simone Kabst,



*Intendant Klaus Weise am ersten Arbeitstag
der Saison 1998/99 mit den neuen Kräften
auf der Theatertreppe*

Kornelia Lüdorff und Albert Bork, und das Publikum vergab seinen Preis mit überragender Mehrheit an Sabine Maria Reiß.

Oberhausen als ein Theater der Schauspieler, als Geheimnis der überregionalen Reputanz? Es scheint so, aber wie soll sich die Reputanz eines Theaters besser begründen denn durch ein herausragendes Ensemble? Das mag den In-

tendanten glücklich machen, auch wenn er in seiner Oberhausener Zeit bislang noch keinen Preis gewinnen konnte. So viele im wahrsten Sinne des Wortes „ausgezeichnete Künstler“ nach Oberhausen verpflichtet zu haben, dies ist mehr als „preisgekrönt“.

EIN LEBEN FÜR DEN SPITZENSport

*Ulrich Feldhoffs Wort
hat im internationalen Sport
Gewicht*

KLAUS WILLE

Funktionär? Ein gräßliches Wort. Sportfunktionär? Nicht viel besser. Und die Inhalte, die damit gemeinhin verbunden werden, sind auch nicht gerade schmeichelhaft. So ein Sportfunktionär ist doch einer, der einen dicken Bauch vor sich herschiebt, seine Sportart seit mindestens 30 Jahren nur noch aus der Zeitung kennt, sich die Zeit mit teuren und unnötigen Dienstreisen vertreibt und in Wahrheit von den jungen Sportlern so weit entfernt ist, wie die Erde vom Mond.

Oder?

Ulrich Feldhoff ist da anders. Das fängt mit der Figur an, obwohl der gebürtige Sterkrader sein Übergewicht beklagt. Doch man muß schon zweimal hinsehen, um zu erkennen, weshalb Feldhoff sich zu dick finden könnte. Naja, der 60jährige raucht wie ein Schlot, für einen Sportler sicherlich auch nicht gerade ein Aushängeschild. Doch damit sind die Laster des Oberhauseners auch schon aufge-

zählt. Als Sportfunktionär leistet Feldhoff ganze Arbeit, sein eigener Verband, der Deutsche Kanu-Verband, kann davon ebenso ein Lied



singen wie der internationale Verband, die ICF. Seit Juni ist Feldhoff Chef aller Kanuten weltweit, gewählt bis 2002. Und dieses Amt ist nur eines in einer langen Liste, die

in Oberhausen kurioserweise nur wenige Leute kennen. Es ist tatsächlich so, daß es kaum einer weiß, aber Ulrich Feldhoff ist einer der höchstrangigen Sportfunktionäre, die Deutschland zu bieten hat.

Wie gut, daß Anspruch und Wirklichkeit bei dem Mann, der zwischen 1953 und 1966 aktiv Kanurennsport betrieben hat, nicht auseinanderklaffen. Was Feldhoff sagt, hat Gewicht. Und das nicht nur, weil er der Chef diverser Verbände ist, sondern weil das, was er sagt, in der Regel Hand und Fuß hat. Besonders, wenn es um sein Steckenpferd geht: Nachwuchsförderung im Spitzensport. Und was Feldhoff dazu zu sagen hat, gilt für Deutschland genauso wie für Oberhausen.

Dazu bedarf es wirklich nicht der vielen Ämter, Titel, Funktionen und Auszeichnungen, die mit Ulrich Feldhoff verbunden sind. Für den TC Sterkrade 69 saß Feldhoff 14 Jahre lang im Kanu, danach führte er den Club als 1. Vorsitzender bis 1981. Sein Amt im Club gab er ab, als er im gleichen Jahr vom Schatzmeister des Deutschen Kanuverbandes zum Präsidenten aufstieg - ein Amt, das er auch heute

*Einer der höchstrangigen
deutschen Sportfunktionäre:
der Oberhausener Ulrich Feldhoff*

noch innehat. Feldhoff profilierte sich auch international, wurde Schatzmeister, Vizepräsident und schließlich Präsident des Internationalen Kanu-Verbandes. 1988 wurde Feldhoff Vorsitzender des Bundesausschusses Leistungssport im Deutschen Sportbund, 1994 Vizepräsident des DSB. In Barcelona 1992 und Atlanta 1996 war Feldhoff Chef de Mission der deutschen Olympia-Equipe, er erhielt

Ehrendadeln, Plaketten und Orden am laufenden Meter.

„Ach,“ sagt Ulrich Feldhoff, „diese Auszeichnungen sagen doch nicht viel.“ Eben. Feldhoff spricht da lieber für sich selbst. Zum Beispiel über die Lage des Oberhausener Spitzensports. Den viel gerühmten Aufschwung der letzten Jahre mit dem Aufstieg des OTHC in die Tennis-Bundesliga, dem Sprung von RWO in die 2. Fußball-Bundesliga, der kurzen Episode der Ruhr Devils in der Basketball-Bundesliga und dem Versuch der Revier Löwen, DEL-Eishockey in Oberhausen zu etablieren, sieht Feldhoff wohlwollend, gleichwohl mit kritischer Distanz. „Es sieht alles andere als berauschend aus“, weiß der Sterkrader, und spielt damit auf die Klagen aller Vereine an, die sich von der Wirtschaft in Oberhausen und Umgebung im Stich gelassen fühlen, die verzweifelt nach potenten Sponsoren suchen. „Der entscheidende Punkt“, glaubt Feldhoff, „ist die Frage, wie sehr sich Unternehmen mit einer Stadt und einer Region identifizieren.“ Wer die finanziellen Nöte aller Spitzenclubs in Oberhausen kennt, kommt zu dem Schluß, daß es mit dieser Identifikation nicht weit her sein kann.

„Vernunft-Ehe CentrO-RWO“

Zumal es Unterschiede zu anderen Regionen in Deutschland gibt: „Im Osten herrschen deutlich schwierigere wirtschaftliche Bedingungen, trotzdem werden in bestimmten Regionen die Spitzenclubs ganz anders unterstützt als hier“, nickt Feldhoff. Ähnlich sieht es in Stuttgart, München und anderen Regionen Süddeutschlands aus. Im Osten erklärt sich die Bereitschaft, trotz knapperer Kassen mehr in den Sport zu stecken, mit dem hohen Stellenwert, den der

Spitzensport in der ehemaligen DDR besaß. Feldhoff: „Das System hatte doch außer sportlichen Erfolgen nichts vorzuweisen.“

Warum sich Oberhausen in dieser Hinsicht so schwer tut, kann auch Feldhoff nur erahnen. „Ein vielschichtiges Problem“ sagt der Mann, der als Unternehmensberater und Geschäftsführer auch die andere Seite kennt. Zunächst einmal: „Die Zeiten des klassischen Mäzenatentums sind vorbei, heute zählt im Sponsoring Leistung und Gegenleistung.“ Für die meisten Unternehmen zählen Fernseh-Minuten, sonst nichts. Oberhausen, immerhin, hat mit Rot-Weiß ein Fußball-Team, das als Zweitligist



Woche für Woche TV-Präsenz besitzt. Oberhausen hat mit dem CentrO. einen gigantischen Dienstleister, der interessiert sein muß, sein Publikum auch von weit außerhalb der Stadt zu ziehen. „Die besten Voraussetzungen für eine Vernunft-Ehe“, meint Feldhoff. Warum es aber nicht einmal Ansatzpunkte dafür gibt? Warum das

CentrO., statt verstärkt ins Sponsoring Oberhausener Spitzenvereine einzusteigen, im Gegenteil beim OTHC aussteigt? Feldhoff zuckt mit den Schultern: „Ich weiß es nicht, ich verstehe die Sponsoring-Strategie des CentrO. nicht so ganz.“

Andererseits, das weiß Feldhoff nur zu gut, hat Oberhausen gerade im Bereich der Individual-Sportler seit Jahren nicht mehr viel zu bieten. „Eine Stadt mit über 200 000 Einwohnern, und ich als Funktionär seit Jahren der einzige Oberhausener bei Olympia? Das darf doch wohl nicht wahr sein.“ Ist es aber. Und spiegelt damit einen Teil der Probleme wieder, vor denen der gesamte deutsche Sport laut Feldhoff steht.

Statistisch gesehen sieht es für Deutschland dabei immer noch gut aus. Im Sommer rangiert Deutschland in der Olympia-Bilanz hinter den USA auf Platz zwei, im Winter gar auf Rang eins. Dennoch prognostiziert Feldhoff ein Ende dieser Dominanz spätestens nach den Olympischen Spielen 2000 in Sydney. Und in manchen Verbänden sieht es heute schon trübe aus. „Wir liegen unangefochten vorn in den Randsportarten“, weiß Feldhoff. Judo, Reitsport, Schützen, Wassersport und natürlich - „mit Verlaub“ - gerade die Kanuten schönen seit Jahren die Medaillenbilanzen. Dagegen hängt die Sportnation Deutschland in fast allen Spielsportarten durch: Handball? Eishockey? Basketball? International bestenfalls zweitklassig. Fußball? Offenbar genau auf dem Weg dorthin.

„Und“, sagt Feldhoff, „ist schon mal jemandem aufgefallen, daß wir in allen diesen Sportarten auch im Nachwuchsbereich zweitklassig sind? Da, wo unser Nachwuchs nicht viel bringt, hinken wir auch

im Seniorenbereich der Spitze hinterher. Und da, wo wir international erstklassig sind, haben wir auch keine Nachwuchssorgen.“ Und Feldhoff scheut sich beim Thema Nachwuchsförderung auch nicht, Dinge auszusprechen, für die er vor Jahren noch mitleidig belächelt wurde, die sich aber inzwischen mehr denn je als zutreffend erwiesen haben. „Wir hätten viel mehr vom Sportfördersystem der ehemaligen DDR lernen können“, sagt der Sterkrader. „Lassen wir den Aspekt Doping mal außen vor. Aber dann war uns die DDR mit ihrem System der Eliteschulen doch weit voraus.“

Eliteschulen

Zahlen belegen das: 17 dieser sogenannten Eliteschulen, in denen die besten Nachwuchssportler gezielt gefördert wurden, blieben nach der Einheit erhalten. Feldhoff: „Heute ziehen wir in einigen Sportarten doch bis zu 90 Prozent der Olympia-Teilnehmer aus diesen Schulen.“ Immerhin, die alten Länder haben gelernt. Die Christopherus-Schule in Berchtesgaden hat 80 Prozent aller Wintersportler hervorgebracht, die in Nagano dabei waren. Für Feldhoff verbindet sich mit der Einrichtung solcher Schulen, der Förderung von sportlichen Eliten nichts Negatives: „Wir alle müssen uns fragen, wie wir zum Begriff Leistung stehen. Wo, wenn nicht im Sport, soll denn dieser Begriff noch positiv besetzt sein?“ Nachdem Feldhoff sich jahrelang den Mund fusselig geredet hatte, sieht er heute mit Genugtuung, daß die Einrichtung solcher Schulen in den alten Ländern inzwischen unumstritten ist: „In Nordrhein-Westfalen gibt es die sogenannten Förderklassen des Leistungssports“, so zum Beispiel am Essener Helmholtz-Gymnasium,

das bereits mehrere Nationalkader-Mitglieder im Rudern, Kanu oder Schwimmen hervorgebracht hat.

Doch das alles reicht Feldhoff noch nicht. Und wenn er auf Bundesebene mehr Unternehmen auffordert, sich eindeutig zum Spitzensport zu bekennen, dann gilt



das auch für Oberhausen. Feldhoff: „Das heißt doch: Ich bilde einen jungen Menschen aus, gebe ihm aber mehr Zeit, damit er trainieren kann. Ich halte ihm dann einen Arbeitsplatz frei, während er in seiner Blütezeit als Sportler steht, damit er eine Perspektive hat, wenn es mit dem Spitzensport vorbei ist. Denn nur die wenigsten Sportler können doch anschließend tatsächlich von dem Leben, was sie vorher verdient haben. Wie soll ein Kanute oder ein Judoka nach seiner aktiven Laufbahn ohne Job über die Runden kommen? Und wie soll ich Eltern motivieren, ihr Kind Leistungssport treiben zu lassen, wenn ich ihnen nicht die Sicherheit geben kann, daß ihr Kind später abgesichert wird?“

Und alles das läßt sich von der

Bundesebene ohne weiteres auf Oberhausen übertragen. Und vor Ort hakt es in dieser Beziehung leider gewaltig. „Wo sind denn unsere herausragenden Einzelsportler“, fragt Feldhoff. „Außer Ulf Siemes vom Ruderverein Oberhausen sehe ich da weit und breit keinen.“

World Games – 2004 im Revier?

Vielleicht ist es ja doch ein Problem der Region, die Förderung des Spitzensports, allen so plötzlich in Mode gekommenen „Ruhrpott“-Parolen zum Trotz. Derzeit arbeitet Feldhoff unter anderem daran, im Jahr 2004 die World Games ins Revier zu holen. Auch das ist eine Frage des Sponsorings. „Ich denke, wir bekommen das hin“, sagt der Vizepräsident des Deutschen Sportbundes, „aber was ist das hier für ein Gehampel, um Sponsoren zu finden? Wir brauchen im Revier dringend eine Vermarktungs-GmbH, die solche Sachen in die Hand nimmt und koordiniert.“ In Stuttgart gibt es so eine GmbH, und dort, davon ist Feldhoff überzeugt, „wäre so ein großes Vorhaben in den Grundzügen in 30 Minuten in trockenen Tüchern.“

Einen Schritt zur Besserung legt Feldhoff, der ehemalige Kanute aus Sterkrade, der inzwischen längst auf der Weltbühne des Sports daheim ist, allen Oberhausener Vereinen ans Herz: „Seid mutig, werdet professionell. Gerade im Marketing-Bereich. Da müssen Vereinschefs auch mal über ihren Schatten springen und echte Profis ranlassen. Die auf der anderen Seite des Tisches, die aus der Wirtschaft“, sagt Feldhoff und zündet sich eine neue Zigarette an, „die müssen mit dem Sport vor allem eins tun: Sie müssen ihn ernst nehmen.“

ALLE IN EINEM BOOT

Der Einkaufsstandort wandelt sich

HANS-WALTER SCHEFFLER

Man muß die Feste feiern, wie sie fallen. Anfang Mai 1998 feierte der Oberhausener Einzelhandelsverband sein 100jähriges, Mitte September das CentrO. in der Neuen Mitte sein zweijähriges Bestehen. Aber schon Mitte März hatten im Stadtrat die Alarmglocken geläutet. Bei der Verabschiedung des Haushalts 1998 kam es einmal mehr zu einer Grundsatzdiskussion der Kommunalpolitiker über die Oberhausener Einzelhandelslandschaft, über das Mit- oder Gegeneinander von Neuer Mitte und den gewachsenen Stadtteilzentren.

Kurz zuvor war eine von großen Händlern der City in Auftrag gegebene Studie zum Handelsstandort Oberhausen veröffentlicht worden. Damit, so der SPD-Fraktionsvorsitzende Michael Groschek im Stadtrat, sei es quasi amtlich: „Oberhausen hat nie eine wirkliche City besessen. Unsere City war und ist Stadtmitte für Alt-Oberhausen und angrenzende Stadtteile

der Nachbarn. Sie hat ein Drittel Umsatz weniger durch das CentrO. eingebüßt als prognostiziert. Das ist schlimm genug, aber nicht so schlimm wie prophezeit. Unsere City ist besser als ihr Ruf. Seit vielen Jahren krankt sie an Selbstlähmung.“

Die Stadt, so Groschek weiter, habe enorme Vorleistungen erbracht: „Wir haben auf mehr als fünf Mio. DM verzichtet, weil wir das Concordia-Haus nicht ans Bero verkauft haben. Wir haben die Autofreundlichkeit zu breitem Grinsen ausgebaut. Der Öffentliche Personennahverkehr wurde verbessert. Wir haben Männer und Mäuse für ein City-Management bereitgestellt. Wir haben Samstags- und Sonntagsöffnungszeiten zugestimmt, obwohl es noch nicht einmal dem Kaufhof gelungen ist, einheitliche Öffnungszeiten im Alltag durchzusetzen. Wir sind bereit zur Zusammenarbeit und strecken unsere Hand aus. Bei der Parkge-

bührengestaltung sind uns Grenzen gesetzt, aber ansonsten unterstützen wir jede Initiative. Von großen Handelshäusern und mehr noch von den Eigentümern erwarten wir, daß sie begreifen: Solidarität ist eine Kultur des Gebens und Nehmens. Wer nur fordert, ohne selbst zu geben, kann kein Partner für Politik sein.“

Ins gleiche Horn blies der finanzpolitische Sprecher der CDU-Ratsfraktion, Heinz Niemczyk: „Durch die Marktstraße, durch die Kaufmannschaft, über alle Immobilienbesitzer muß ein Ruck gehen, denn die Marktstraße muß sich verändern, bevor das Bero-Zentrum seine Erweiterungen anpackt. Die Belebung der Marktstraße hat nur mit einem ganzheitlichen Ansatz Erfolg. Neues Licht alleine bringt nicht die Erleuchtung. Wenn wir ein neues Boot zu Wasser lassen, dann müssen alle in diesem Boot vertreten sein: Einzelhandelsverband, City-Management, Werbering, City-Agentur, Politik und nicht zuletzt die führenden Unternehmen und die Immobilienbesitzer. Wer glaubt, neben dem Boot ist gut schwimmen, gehört nicht auf die Marktstraße. Alle müssen rudern und einer muß steuern. Ab morgen muß es heißen: ‚Leinen los, Marktstraße!‘“

Für die Grünen kritisierte ihr Sprecher Horst Pohlmann, daß es bisher keine erfolgreiche Gegenstrategie zur Neuen Mitte gebe: „Da gibt es den Einzelhandelsverband und den City-Werbering, die andere Vorstellungen haben als die Stadt. Da gibt es die Filialisten, die andere Interessen haben als die Verbandsvertreter. Da gibt es den Kaufhof, P & C und die Douglas-Gruppe, die wiederum eigene Interessen einbringen. Da gibt es die Haus- und Grundeigentümer, die



Beim verkaufsoffenen Sonntag im Oktober „brummte“ es auch auf der Marktstraße

an einer guten Rendite interessiert sind.“ Pohlmann forderte Rat und Stadtverwaltung auf: „Stärken Sie den Wohnwert der Innenstadt. Setzen sie nicht zu sehr aufs Auto, mit dem CentrO kann und soll die alte Mitte nicht konkurrieren. Für die alte Mitte ist es schon lange 5 vor 12.“

Innerhalb von nur drei Tagen lud der Einzelhandelsverband im Mai zweimal in die Luise Albertz-Halle ein. Harmonische Töne hörten die Festgäste beim 100jährigen Bestehen des Verbandes. Oberbürgermeister Burkhard Drescher und der Vorsitzende Gerd Lepges riefen Grundstückseigentümer und Einzelhändler in Alt-Oberhausen dazu auf, sich am neuen CityO.-Management zu beteiligen. Der OB: „Dann stehen wir in der alten Mitte vor ei-

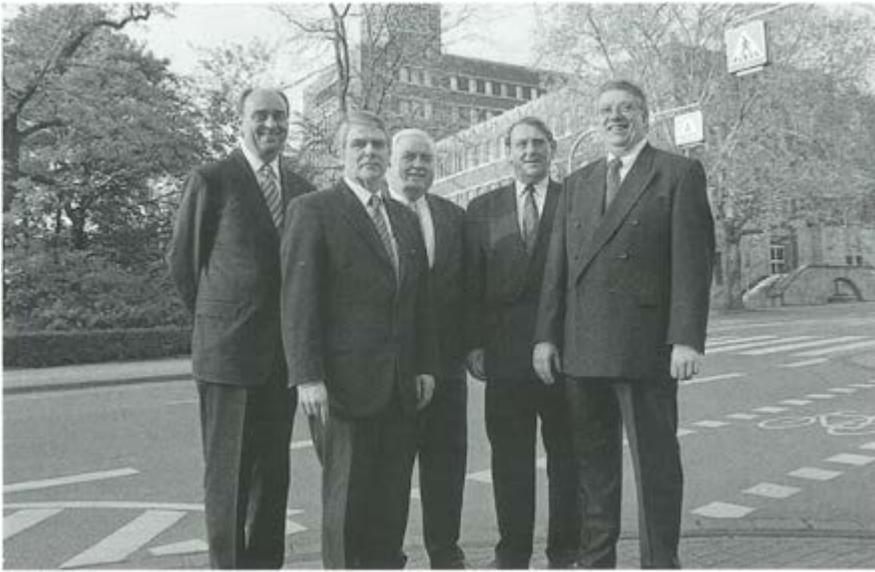
nem wirklichen Neuanfang und sitzen nicht nur in einem Boot, sondern rudern, endlich, auch in dieselbe Richtung.“ Rückblickend erklärte Drescher: „Wer heute mit ‚Ich-hab’s-doch-schon-immer-gesagt‘ Miene auf Leerstände in der Marktstraße zeigt, vergißt, daß es sich eben schon vor der CentrO.-Eröffnung weder um einen problemfreien Standort noch um eine Blütephase der Einzelhandelskonjunktur handelte.“

Kaufkraft umgelenkt

Das Gutachten der Hamburger Gesellschaft für Wettbewerbsforschung und Handelsentwicklung mbH (GWH), Dr. Lademann & Partner, bestätigte die Entscheidungen der Stadtspitze für das CentrO.: „Die Kaufkraftabflüsse ins Umland konnten nicht nur gestoppt, son-

dern nach Oberhausen umgelenkt werden. Damit haben wir unseren Index der Einzelhandelszentralität um 32% erhöhen können.“ Der Einzelhandel der Stadt habe einen jährlichen Umsatzabfluß von 90 Mio. DM ins CentrO. zu verkraften, davon entfalle gerade ein Viertel auf die alte Mitte. Damit stehe die City schon jetzt besser da als viele glaubten. Drescher versicherte, die Stadt werde das neue City-Management mit 210.000 DM zusätzlich unterstützen, denselben Betrag bringe die Metro-Gruppe, Douglas sowie Peek & Cloppenburg auf.

Der Vorsitzende des Einzelhandelsverbandes, Gerd Lepges, appellierte an die Einzelhändler, ihr



Beglückwünschte den Oberhausener Einzelhandelsverband zum 100jährigen Bestehen: Oberbürgermeister Burkhard Drescher (l.)

Licht nicht unter den Scheffel zu stellen und dem König Kunden zu zeigen, was man könne. Um die Runderneuerung der Oberhausener Innenstadt zu schaffen, seien Einzelhändler und Grundstückseigentümer mit ihrem finanziellen Beitrag am Zug: „Hierbei darf sich keiner, der in und von der City lebt, ausschließen.“ Lepges plädierte für weitere gemeinschaftliche Aktionen, die den Ruf Oberhausens als Einkaufsstadt nach draußen tragen sollten. Die Vielfalt des heimischen Einzelhandels, auch in den kleineren Stadtteilen, sei ein Faustpfand für die Zukunft. Sein Wunsch wurde in die Tat umgesetzt: Beim verkaufsoffenen Sonntag am 4. Oktober und am verkaufslangen Samstag am 7. November präsentierte sich Oberhausen total offen, OTO wurde zum Publikumsmagneten.

Noch im Mai signalisierte das neu formierte CityO-Management um Hans Dorgaten, Klaus Frömgen und Wolfgang Wonsyld neuen Optimismus. Mit der Vorlage des Hamburger Lademann-Gutachtens

Lademann-Gutachtens formulierten sie in ihrem Zukunftsmodell: „Anders als in manchen vergleichbaren Innenstädten wohnen in der City von Oberhausen viele Menschen. Also muß dafür gesorgt werden, daß sie sich wohlfühlen und wieder um die Ecke einkaufen gehen. Hier leben viele ältere Menschen mit ganz bestimmten Wünschen und Bedürfnissen. Also müssen entsprechende Dienstleistungen angeboten werden. In der City gibt es viele Familien mit Kindern. Also muß alles dafür getan werden, damit modernes, familiengerechtes Einkaufen in der unmittelbaren Nachbarschaft möglich wird. Das Zentrum bietet zu wenig Möglichkeiten für Qualitätseinkäufe. Also müssen sie geschaffen werden, damit die Käufer diesen Be-



Bei der Präsentation des Lademann-Gutachtens: Vertreter der Stadt, des Einzelhandels und des CityO-Managements

erklärten sie: „Endlich ist der Knoten geplatzt: Neues Leben für die City!“ In ihrer Zwischenbilanz des

darf in der City decken können und nicht woanders. Bei der Verbesserung des Branchenmixes müssen Defizite in den Bereichen Gesundheit, Porzellan/Haushaltswaren, Heimtextilien/Wäsche, De-

likatessen/Frische, Boutiquen, Herrenausstatter, Kinderbekleidung, Bücher, Spielwaren und Unterhaltungselektronik systematisch ausgeglichen werden.“ Kern müsse die Weiterentwicklung des Werberings Oberhausen-City zu einem modernen, effektiven CityO-Management mit gesicherter finanzieller Basis und professioneller Geschäftsführung sein. Im Gegenzug sei die Stadt gefordert, die Parksituation zu entspannen sowie Sicherheit, Ordnung und Sauberkeit der Innenstadt deutlich zu verbessern.

Einkaufs-Center Sterkrade

Auch andernorts wurde derweil aufgerüstet. Osterfeld feierte ein tolles Stadtfest und baut auf die Landesgartenschau (OLGA) 1999 als künftig gewichtigem Standortfaktor. In Sterkrade lud der Düsseldorfer Investor Wolfgang Hirsch Mitte Oktober zum Richtfest für sein 80-Mio-DM-Projekt eines Einkaufs-Centers an der Ecke Bahnhof, Holtener Straße. Nach einer mehr als zehnjährigen Planungsphase hatte die Hirsch-Gruppe im Februar die Baugenehmigung erhalten. Das Center soll laut Hirsch zusammen mit dem ebenfalls zur Hirsch-Gruppe gehörenden Kaufland SB-Warenhaus einen neuen Anziehungspunkt in Sterkrade bilden. Seine Verwirklichung sei nicht immer selbstverständlich, der Glaube an den Standort aber stets vorhanden gewesen.

Auf einer Gesamtverkaufsfläche von 10 000 qm werden sich den Kunden ab Frühjahr 1999 drei Fachmärkte präsentieren: Neben dem zweigeschossigen Baumarkt der Praktiker Bau- und Heimwerkermärkte AG Kirkel und dem eingeschossigen Textilfachmarkt der Adler Modemärkte GmbH Haibach (beides Unternehmen der Metro



Richtfest für das Einkaufs-Center Sterkrade des Düsseldorfer Investors Wolfgang Hirsch

AG Köln) wird ein ebenfalls eingeschossiger Schuhfachmarkt der Siemens Schuhcenter GmbH & Co. KG Mönchengladbach etabliert. Siemens will 60 000 Paar Schuhe als Komplettsortiment Damen/Herrn/Kinder präsentieren. Das Center schafft 150 neue Arbeitsplätze, 1000 kostenlose Stellplätze sind vorgesehen.

Oberbürgermeister Burkhard Drescher erklärte, der lange Atem bei dem Projekt, das in Nachbarstädten auf Widerstand gestoßen war, habe sich ausgezahlt. Sterkrade prophezeite er eine rosige Zukunft. Der Duisburger Hochtief-Geschäftsstellenleiter Gunter Schloch sprach gar von einem „kapitalen Platzhirsch“ für Sterkrade.

Neuer City-Manager

Am Ende des Jahres fuhr das gemeinsame Boot des Oberhausener Einzelhandels noch in unruhigem Wasser. Im Spätsommer warf die aus Berlin gekommene erste City-Managerin Gabriele Spengler schon nach wenigen Wochen das Handtuch; ihr Nachfolger wurde Andreas Schlachta. Hans Dorgaten gab den Vorsitz des CityO-Mana-

gemeints Anfang November an Klaus Frömgen ab.

Das CityO-Management zeigte sich unzufrieden mit dem Beschluß des Stadtrates, das Parken in den Zentren erst ab 16 Uhr freizugeben, die 12-Uhr-Marke hatte man sich zumindest erhofft. Zu einheitlichen Öffnungszeiten der Geschäfte kam es nicht. Auf jeden Fall will man in der City auch künftig mit den anderen Einkaufsstandorten zusammenarbeiten: „Wir können voneinander profitieren und sollten nicht gegeneinander arbeiten. Möglichst breite Bevölkerungsschichten sollen dafür gewonnen werden, ihr Herz für die Innenstadt neu zu entdecken, von den Vereinen und Kirchen bis hin zu RWO. Um Leitgedanken wie Urbanität und Heimat soll ein neues Veranstaltungskonzept aufgebaut werden, eine Immobilien-Offensive die Schwachstellen bekämpfen: „Dunkle Läden sind das Schlimmste für die Innenstadt.“

„DER KONTAKT WIRD IMMER BESSER“

*Internationale Begegnungen
lassen grenzenlose Freundschaften
wachsen*

THOMAS FINKEMEIER

Das Ehepaar Berg war von seiner Reise in die ukrainische Partnerstadt Oberhausens begeistert. „Die Leute in Saporoshje sind so nett!“ So freundlich hatten sie sich den Empfang in der Industriestadt am Dnepr gar nicht vorgestellt, und eigentlich waren sie ja nur hingefahren, weil ihre Tochter schon mal da war. „Sie war so begeistert – da wollten wir uns das mal selbst ansehen.“

Hingefahren war die Tochter als Teilnehmerin einer internationalen Jugendbegegnung der Stadt. Typisch: Seit vielen Jahren knüpfen die Internationalen Jugendbegegnungen, organisatorisch angesiedelt im Jugendamt, Verbindungen über die Grenzen hinweg und treten eine Spur, der dann auch Erwachsene gern folgen.

Wolfgang Heitzer, der „Mister Jugendbegegnung“ bei der Stadt, hat inzwischen ganze Generationen von jungen Leuten bei ihren Besuchen in fremden Ländern beglei-

tet, hat eine Fülle von Gästen mit Oberhausen bekannt gemacht. Hier in der Stadt gibt es ein ganzes Team junger Leute, die aus Maßnahmen der internationalen Jugendbegegnungen kommen und heute noch zur Verfügung stehen, wenn ehrenamtliche Hilfe ge-



braucht wird. Auch einen ganzen „Pool“ potentieller Gastfamilien gibt es, die immer und gern bereit sind, internationale Gäste bei sich daheim zu beherbergen. Die sogenannten „Multiplikatoren“ leisteten zum Beispiel unverzichtbare Arbeit, als im Oktober vergangenen Jahres zum erstenmal fast alle Partner der Jugendbegegnung zugleich Teilnehmer nach Oberhausen schickten: Menschen aus fünf Nationen trafen sich da, neben den Deutschen noch Esten und Engländer, Ukrainer und Türken.

Der Jugendaustausch mit England hat die tiefsten Wurzeln. Middlesbrough ist Oberhausens erste Partnerstadt gewesen, und mit der Werften- und Stahlstadt im kühlen Nordosten der Insel verbindet Oberhausen auch die gemeinsame Tradition einer industriellen Vergangenheit. Vergleichbar ist aber auch, daß beide Städte sich wirtschaftlich und gesellschaftlich dem Umbruch stellen müssen, und das sorgt für ähnliche Probleme gerade auch bei den Jugendlichen.

Neben Diskussionen, die thematisch von der Aufarbeitung der Kriegsgegnerschaft längst zu Lehrstellenknappheit und Arbeitsmarkt gewandert sind, sind Spaß und Unterhaltung Trumpf bei den Jugendbegegnungen. Die Mädchen und Jungen aus Middlesbrough wissen einen Rundgang durchs CentrO zu schätzen (vielleicht nicht zuletzt, weil Idee und Investoren dieser „Mall“ ja ebenfalls von der Insel kommen). Und bei der „Multilateralen Jugendbegegnung“ im Herbst '98 erwiesen sich die Briten als besonders sangsfreudig.

*So nah kann man sich
kommen: Freundschaften
über Ländergrenzen hinweg*

Als politisch besonders bedeutsam haben alle Beteiligten immer die Jugendbegegnungen mit jungen Israelis verstanden. Hier waren die Diskussionen besonders tiefgreifend, das Bedürfnis nach gegenseitigem Kennenlernen besonders groß. Gemeinsame Fahrten mit den jüdischen Besuchern in das ehemalige Konzentrationslager Bergen-Belsen sorgten bei jedem Besuch für Momente echter Betroffenheit. Und andererseits erleben junge Oberhausener oft erstmals in der israelischen Gedenkstätte Yad Vashem und im Gespräch mit den Zeitzeugen dort, wie schmerzhaft gegenwärtig für viele Juden die Erinnerung an den ihnen von Deutschen zugefügten Schmerz der Erniedrigung und des millionenfachen Mordes an ihren Verwandten ist.

Daneben erleben die Oberhausener Jugendlichen aber auch, wie vital und lebendig die junge israelische Kultur ist. Dafür sprechen nicht nur zum Beispiel die ausgezeichneten israelischen Ballett- oder Folkloregruppen, die hier bereits zu sehen waren. Überrascht verfolgte Heitzer, wie eine der Teilnehmerinnen aus dem Jahr 1987 zu einer steilen internationalen Karriere als Sängerin ansetzte: Achinoam Nini war als Austauschschülerin der Boyer-High-School Jerusalem an die Emscher gekommen und ist heute unter ihrem Künstlerinnennamen Noa eine der berühmtesten Sängerinnen Israels. Im Oktober und November letzten Jahres nahm sie an der Peter-Mafay-Tour „Begegnungen“ teil.

Künstler von Format

Künstler von Format hat auch Saporoshje zu bieten, Oberhausens Partnerstadt in der fernen Ukraine. Schon junge Leute werden hier in den verschiedensten künstlerischen

Sparten exzellent ausgebildet, und bei der multilateralen Jugendbegegnung im Herbst '98 waren die Projektleiter einer aus diesem Anlaß zusammengestellten Musikgruppe überrascht, über

Herz des Publikums. Und so bereicherte das Theater Oberhausen schließlich sein Ensemble, indem Nina Vodopjanowa ein festes Engagement erhielt.

Schön für das Publikum, schön



Ein Kulturprogramm – hier mit israelischen Tänzerinnen – gehört zu jeder Jugendbegegnung

welch solide klassische Ausbildung die Saporoshjer Jugendlichen verfügten. Teil der internationalen Jugendbegegnung waren auch schon Treffen der Saporoshjer und Oberhausener Jugendtheater, die ebenfalls das hohe Niveau der ukrainischen künstlerischen Arbeit unter Beweis stellten.

Für eine der Schauspielerinnen aus Saporoshje wurden diese Treffen gar zum Schicksal. Nina Vodopjanowa erhielt zunächst eine Hospitanz am Theater Oberhausen, während der sie nicht nur in kürzester Zeit hervorragend Deutsch lernte. Sie eroberte sich auch mit einigen Kurzauftritten das

auch für Nina. Denn die Menschen in Saporoshje werden von der sich immer mehr verschärfenden wirtschaftlichen Krise Osteuropas sehr mitgenommen, und nicht nur der Spielraum für Kultur wird kleiner. Oberhausens Jugendliche erfahren bei ihrem Besuch am Dnepr zwar die wunderbare Gastfreundschaft der Ukrainer, müssen aber auch eine existenzielle Not erleben, die hier seit den ersten Nachkriegsjahren nicht mehr vorstellbar ist. Mit Geschick und viel gegenseitiger Solidarität schaffen es die Saporoshjer immer wieder, ihren Alltag durchzustehen; trotzdem brauchen aber gerade die Ärmsten unter ihnen Hilfe.

So freute sich Wolfgang Heitzer besonders, daß es der Stadt in ei-

ner gemeinsamen Veranstaltung mit dem Theater gelungen ist, im Herbst letzten Jahres den bekannten ehemaligen ARD-Korrespondenten und Osteuropa-Kenner Gerd Ruge zur Vorstellung seines

neuen Werks „Sibirisches Tagebuch“ nach Oberhausen zu locken. Der Erlös der Veranstaltung ging an den Fonds für Waisenkinder in der ukrainischen Partnerstadt.

Eine verglichen mit Oberhausen schwierige Lebenssituation finden hiesige Jugendliche auch bei Besuchen in Freital vor, Oberhausens sächsischer Partnerstadt. Zwar trifft der Terminus „International“ für die Jugendbegegnungen mit Freital nicht mehr zu, aber dennoch sind die Lebenswelten noch so unterschiedlich, daß Jugendliche beider Seiten von den Begegnungen wertvolle Erfahrungen mit nach Hause nehmen können. Dabei sind es bei den Fahrten der Freitaler hierher durchaus nicht nur der Konsumtempel CentrO oder die Erlebniswelt des Bottroper Kinoparks, die begeistern. Viele der sächsischen Jugendlichen finden besonders die Sportprojekte der Jugendbegegnungen klasse: Beim Multilateralen Treffen '98 kickten sie wie auch ihre englischen Freunde ausdauernd und engagiert beim RWO-Training, ließ sich der eine



Der Altstadener Kanu-Club lud die Gäste zu einer Bootspartie auf der Ruhr ein



Kunst mal anders: Jugendliche bemalen eine triste Bunkerwand

oder andere aber auch enthusiastisch auf eine für Freital so exotische Sportart wie das Bogenschießen ein.

Politische Diskussionen, wie sie bei Jugendtreffen mit Angehörigen der damaligen Ostblock-Länder früher noch unverzichtbar waren, spielen bei den Internationalen Jugendbegegnungen immer weniger eine Rolle. Anfangs schickte auch Saporoshje, wie Stadtverwaltung und Kommunalpolitik tolerant registrierten, zu Jugendbegegnungen Herrschaften durchaus älteren Semesters, in denen man eher Funktionsträger des alten sowjetischen Jugendverbandes Komsomol sah.

„Doch inzwischen“, so weiß Heitzer. „kommen wirklich Jugendliche nach Oberhausen“ – und wenn's auch manchmal die Kinder eben jener früheren Funktionsträger sind.

Auch Estland war dabei

Die Jugend aus der EX-DDR und der früheren Sowjetunion ist wenig interessiert an systemvergleichenden Diskussionen. „Die Freundschaft, das gegenseitige Verständnis der jungen Menschen zueinander wächst vielmehr über gemeinsame Erlebnisse, Ausflüge, Sport, Feste“, weiß Heitzer.

Erlebnisse, bei denen sich auch die neusten Partner der internatio-

sprache zu reden. Die Botschaft des Wunsches nach einer Freundschaft, die beiträgt zu Frieden und Völkerverständigung, verstand man da auch ohne Dolmetscher.

Was auch für die jungen Türken aus der Mittelmeerstadt Mersin gilt, die ebenfalls seit einigen Jahren eine Partnerin Oberhausens bei Austauschmaßnahmen ist. Sie spielt eine besondere Rolle, da Probleme fehlender Integration und nationalistischer Vorurteile sich in Deutschland auch unter Jugendlichen am ehesten gegen die hier lebenden Türken richten, die ja die größte Gruppe von Menschen ausländischer Herkunft in Deutsch-

hausen gibt es durchaus noch die Vitalität für zukunftsweisende Aktivitäten. Da gerade bei großen Begegnungen nicht immer alle Jugendlichen in Familien wohnen können oder sollen, da Hotelunterkünfte für das schmale Budget der jungen Gäste zu teuer sind, plant die Stadt jetzt die Einrichtung eines Gästehauses für Jugendliche gleich neben der Frieda gGmbH in Lirich, einem Berufsorientierungs- und -qualifizierungsprojekt für Frauen, mit dem sich zum Beispiel Synergieeffekte durch die dann gemeinsame Küche oder durch Berufsorientierungsmaßnahmen in Hotelfachberufen ergeben könnten. Weiter Anteil nehmen wird Oberhausen auch an den intensiven internationalen Austauschmaßnahmen von Fachkräften der Jugendarbeit, die das Bundesjugendministerium vorantreibt und zu hundert Prozent finanziell för-



Familienaufenthalte vertiefen die Kontakte zwischen Gästen und Gastgebern

nen Jugendbegegnungen gern beteiligen. So entstanden aus Maßnahmen des internationalen Fachkräfteaustauschs Kontakte in die baltische Republik Estland, die sich jetzt auch mit einer Jugenddelegation an dem Multilateralen Treffen vom Herbst '98 beteiligte. Allein schon der musikalische Klang der Sprache begeisterte beim Empfang Bürgermeister Wolfgang Grotthaus so, daß er die estischen Mädchen bat, doch bitte in ihrer Heimat-

land bilden. Da ist es für die Oberhausener Jugendlichen spannend zu erleben, wie sich türkische Altersgenossen geben, die nicht in der Diaspora-Erfahrung großgeworden sind oder oft über Generationen hinweg die Brüche und Verwerfungen einer multikulturellen Gesellschaft aushalten mußten.

Gästehaus für Jugendliche

Trotz der mittlerweile jahrzehntalten Tradition der Internationalen Jugendbegegnungen in Ober-

dert. Dabei sind jeweils thematisch zum Beispiel an Jugendarbeit, Drogenprävention, Frauenfragen orientierte Kontakte entstanden zu Estland, der Ukraine, Rußland, Kasachstan, Japan, Chile und Venezuela.

Mit welchen Ländern auch immer sie den Austausch organisieren, in jedem Fall werden die Mitarbeiter der Internationalen Jugendbegegnungen stolz sein, wenn sie von den Teilnehmern ein Urteil bescheinigt bekommen wie bei dem Multilateralen Treffen im letzten Herbst. „Noch nie wurde in Oberhausen so umfassend zur Völkerverständigung beigetragen, noch nie waren die Kontakte so gut.“ Das gilt es zu übertreffen, immer wieder.

CHRISTO MACHT EIN FASS AUF

Das IBA-Finale in Oberhausen

MICHAEL SCHMITZ

Die laufenden Bilder sind kaum ermattet, es riecht, so scheint's, noch nach dem Schweiß aus der karierten Jacke von Peter Frankenfild. „Der Traum vom Sehen“ ist kaum ausgeträumt und der nächste Höhepunkt ist bereits unter das Dach des knapp 117 Meter hohen Gasometers organisiert.

Die Internationale Bauausstellung Emscher Park, 1989 ins Leben gerufen, läutet nach zehn Jahren erfolgreicher Arbeit 1999 ihr Finale ein. Und Oberhausen – nicht nur der Gasometer – wird in der Abschlußpräsentation eine wichtige Rolle spielen. Gleichwohl steht der Gasometer im Mittelpunkt der Endpräsentationsaktivitäten in Oberhausen. Christo kommt – und Jeanne-Claude, das Künstlerpaar wird mit seiner Installation „The Wall“ der überwältigenden Raumhülle Gasometer eine völlig neue Dimension geben.

Erstmals werden Künstler es wagen, dem archaischen Luftraum et-

was entgegenzusetzen. 13 000 Ölfässer werden die Christos zu einer Wand von 25 Metern Höhe auftürmen, die den Gasometer auf dem gesamten Durchmesser oberhalb der Gasdruckscheibe diametral durchschneiden wird. Nicht durchgehbar, wer beide Seiten der etwa sieben Meter dicken Wand sehen will, muß sie auf der unteren Gasometer-Ebene unterschreiten oder von der obersten Plattform auf die Mauer herabsehen.

Die Christos arbeiten schon seit Jahrzehnten an der Grenze dessen, was künstlerisch, aber auch inhaltlich als machbar erscheint. Zentrum ihrer Projekte war meist die Auseinandersetzung mit einem Objekt, einer Stadt und der sie umgebenden Landschaft, der Widerstreit zwischen kraftvoller, unbändiger Natur und deren gnadenloser Ausbeutung.

Vor wenigen Jahren erregten sie mit der Verhüllung des Reichstagsgebäudes in Berlin weltweit Aufse-

hen. Als dann im Sommer 1997 ruchbar wurde, daß die IBA mit dem Künstlerpaar für ihr Abschlußjahr über ein Projekt im oder um den Gasometer verhandelte, dachten, als dies dann auch öffentlich wurde, die meisten natürlich ebenfalls an eine Hülle für das mächtige Industriedenkmal. Dies aber war von vornherein kaum in der Diskussion, Christo und Jeanne-Claude interessierte es vielmehr, in den unendlich scheinenden Luftraum im kahlen Innenleben des Gasometers eine Inszenierung zu setzen, oberhalb der auf vier Metern Höhe fest verankerten ehemaligen Gasdruckscheibe.

„The Wall“ wird sich als Mosaik von Farben präsentieren. Die Fässer werden bunt lackiert, in warmen Gelb-, Rot- und Orangetönen, der Schrei, die Explosion der Farben wird den Raum erst richtig zur Geltung bringen, ist Christo überzeugt. Jeanne-Claude am 10. November 1998 vor eine Heerschar von Schreibern, Fotografen und Kameraleuten, unter die sich auch ein Christo-Fan, der amerikanischen Filmschauspieler Dennis Hopper (Easy Rider) gemischt hatte: „Ich würde den Gasometer am liebsten lila anstreichen.“

Wohl an die 25 Helfer werden die Christos für die Installation ihrer Arbeit benötigen. Zusätzliche Stützen werden das Gewicht der Mauer, deren Ölfässer innen miteinander verankert werden, in das Fundament des Gasometers leiten.

Die Ebene unter der Scheibe wird von Christo und Jeanne-Claude als Ausstellungsraum gestaltet, der „The Wall“ begleitet. Erstmals werden die Künstler ihre großen Dokumentationen zu den beiden Projekten „Verhüllter Reichstag, Berlin, 1971 – 1995“ und

„Die Schirme“, Japan – USA, 1994 bis 1991 zeigen, auch die Entstehung von „The Wall“, ihre jahrzehntealten Präferenzen für Ölfässer dokumentieren. Schon seit 1958 experimentieren die Christos, inzwischen 39 Jahre verheiratet, mit Ölfässern. So schufen sie etwa 1962 den „Eisernen Vorhang – Mauer aus Ölfässern“, der die Rue Visconti in Paris sperrte und an den Berliner Mauerbau ein Jahr zuvor erinnerte.

Auf breiter Basis, teilweise im Maßstab 1 : 1, können die Besucherinnen und Besucher sozusagen im Parterre des Gasometers die Projekte von der künstlerischen Idee über die Konzeptionierung bis hin zur Realisierung nachempfinden. Etliche hundert Farb- und Schwarzweißfotografien von Verhandlungen, Installation und vollendetem Kunstwerk, vorbereitende Handzeichnungen, Collagen, Modelle und Beispiele der verwendeten Materialien – Stahl, Aluminium, Gewebe und Seil, technische und rechtliche Dokumente werden ausgestellt.

In Köln haben die beiden Aktionisten 1961 ihre erste gemeinsame Arbeit inszeniert, gestapelte Ölfässer und dockside packages im Kölner Hafen, später haben sie u. a. auch in Düsseldorf gearbeitet. Gern seien sie jetzt mit einer Ausstellung in dieses (Bundes)Land zurückgekommen, „unser Herz schlägt hier“, so Jeanne-Claude. Nein, es sei dies eben kein Objekt, sondern eine Ausstellung in einem Museum, da wird natürlich Eintritt erhoben.

Reizvoll finden die Christos, daß sie ihre Ausstellung in ihrem kunstvoll vermarkteten Leben in dem bislang größten Museum realisieren können, „in dem wir je gearbeitet haben“. Für die IBA, läßt

deren Chef Karl Ganser keinen Zweifel, ein Top-Act: „Christo ist ein Ereignis per se.“ Die IBA habe stets versucht, den Menschen in dieser Region klarzumachen, daß ihre Landschaft merkbar und aufregend schön ist: „Die Landmarken sind ein Konzert von topographischen Zeichen und Kunstwer-

*Die wohl faszinierendste
Ausstellungsballe:
der Gasometer Oberhausen*

ken, die in die Zukunft weisen. Das Flaggschiff in diesem Konzert sind ohne Zweifel der Gasometer und Christo und Jeanne Claude.“

Da spricht Ilse Bruns, NRW-Ministerin für Stadtentwicklung, Kultur und Sport dann auch gern von ei-



*Freuen sich auf ihr Projekt
in Gasometer:
Christo und Jeanne-Claude*

nem zentralen Kulturereignis für unser Land im Jahr 1999. Und Jeanette Schmitz weiß, daß Christo den Gasometer als außergewöhnlichste Ausstellungshalle in Europa weiter etablieren wird. Die bisherigen Zuschauerrekorde von „Feuer und Flamme“ und „Der Traum



vom Sehen“ werde „The Wall“ wohl noch sprengen, nachdem die Ausstellung am 30. April 1999 eröffnet ist. Bis dahin wollen die Christos, möglichst schon am 2. Januar beginnend, mit ihrer Arbeit fertig sein.

Landmarkenkunst im Schloß

Neben der Landesgartenschau OLGA, über die an anderer Stelle in diesem Jahrbuch ausführlich ge-



13000 Ölfässer werden 1999
 im Gasometer zu einer
 25 Meter hohen Wand gestapelt

schrieben steht und die ebenfalls
 im Abschlußjahr der IBA in Oster-
 feld eröffnet wird, greift eine Aus-

stellung im Schloß 1999 dann
 auch die Landmarkenkunst auf.
 Die Bestimmung von Landmarken
 in der Emscherregion war eine der
 herausragenden Aktivitäten der
 zehnjährigen IBA-Ära, in deren

Verlauf immerhin 118 Projekte in
 17 Städten realisiert oder in An-
 griff genommen wurden, mit ei-
 nem Kostenvolumen in Höhe von
 fünf Mrd. DM.

Die Ausstellung „Landmarken-
 kunst der Region“ im Schloß soll
 das Bild einer Region nachzeich-
 nen, das nicht von Kirchen oder
 Schlössern, historischen Stadt-
 kernen, Bergen oder Flüssen be-
 stimmt wird, dessen markante
 Wahrzeichen riesige, teilweise
 begrünte Bergehalden, wenige
 noch rotierende und unzählige ru-
 hende Fördertürme, Hüttenwerke,
 Schornsteine und eben Gasometer
 sind. Vor allem wird die Ausstel-
 lung noch einmal Revue passieren
 lassen, daß sich viele Künstlerin-



Bedeutendes IBA-Projekt: Der Umbau des
 ehemaligen Thyssen-Werks-gasthauses
 zum Technologiezentrum Umweltschutz

nen und Künstler, Planer und Ar-
 chitekten in den vergangenen
 zehn Jahren die Vision der IBA aus
 den Anfangsjahren, die längst
 Wirklichkeit geworden ist, zu ei-
 gen machten: „Ökonomisch kann
 dauerhaft nur erfolgreich sein, was
 ökologisch vertretbar und verant-
 wortbar ist.“

Viele Landmarken wie das Hüt-
 tenwerk Meiderich oder die Zeche
 Zollverein oder eben auch der Ga-

someter haben so in den letzten zehn Jahren ein neues, ein künstlerisches Gesicht erhalten, unter Wahrung gleichwohl der Zeugnisse der Industriekultur. Anerkennen

Landschaft im Emscher-Raum

Ein Kleinod des IBA-Finales dürfte das Haus Ripshorst sein. Es zeigt in einer Ausstellung die Entwicklung der Landschaft im Emscher Raum, in einem ehemaligen Gehöft am Rhein-Herne-Kanal inmitten eines Gehölzgartens, das schon jetzt Pflegestation für Teile des Emscher Landschaftsparks ist. Da ist, gewissermaßen an der Nahtstelle zur schon inszenierten oder noch geplanten Gigantomanie des Strukturwandels, ökologische Poesie fest auf industriellem Boden verankert. Hier wird, nicht so kraß und gewaltig,

dafür umso eindringlicher gegenwärtig, welche Widersprüchlichkeiten die IBA in den letzten zehn Jahren auf den gemeinsamen Nenner einer Region bringen konnte.

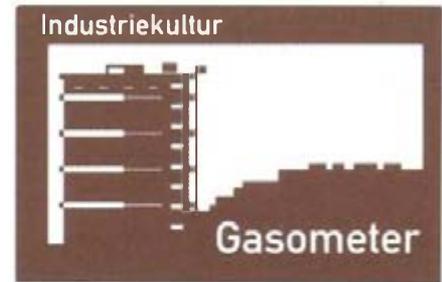
Daß Oberhausen im Finale der IBA eine dermaßen gewichtige



Im Haus Ripshorst wird 1999 eine Ausstellung zum Emscher Landschaftspark gezeigt

der Geschichte und gleichzeitig die wohl wesentlichsten, weil nicht ausschließlich ökonomisch orientierten Bausteine des Strukturwandels, der Erneuerung einer Region, vorstellen, dies wird erstes Anliegen der Ausstellung im Schloß sein.

Ob da auch die kritischen Stimmen dokumentiert werden, die Erneuerer alten Schlages, die Gasometer und Hüttenwerke über Nacht abgerissen und dort lieber Einrichtungen für neue Produktionsarbeitsplätze gesehen hätten, man wird abwarten müssen. Auch Oberbürgermeister Burkhard Drescher gehörte ja, bis er von Karl Ganser „geläutert“ wurde, zu den Befürwortern einer Verschrottung der Blechtonne.



Mit diesen Schildern wird künftig an den Autobahnen für die Sebenswürdigkeiten der Industriekultur geworben

Funktion einnimmt, sollte dann auch dafür stehen, daß zehn Jahre IBA eigentlich nur der Auftakt gewesen sein können für einen Umbau, der in der Tat ökonomisch nur vorantreiben sollte, was ökologisch zu verantworten ist.

Auch der Hauptbahnhof Oberhausen mit dem Bus-terminal ist ein IBA-Projekt



ZURÜCK NACH ZEHN JAHREN

RWO wieder auf nationaler Fußballbühne

GUSTAV WENTZ

Den 17. Mai 1998 wird man beim SC Rot-Weiß so schnell nicht vergessen. Tausende säumten die Straßen vom Niederrheinstadion bis zur Landwehr, als die Saison der Regionalliga-Fußballer beendet war. Im Triumphzug zog der Aufsteiger in die 2. Bundesliga zur Heimat der „Kleeblätter“, wo bis in die frühen Morgenstunden des folgenden Montags gefeiert wurde. Rot-Weiß Oberhausen stand zwar eine Woche vorher schon als Aufsteiger fest, doch die Party ging erst nach dem letzten Spiel so richtig los.

Viele dachten zurück an die letzten zehn Jahre, denn fast auf den Tag genau – ein Jahrzehnt zuvor – hatte der Deutsche Fußballbund dem Verein die schon erteilte Lizenz für den Unterbau des Fußball-Oberhauses entzogen. Und so hieß es in ganz Fußball-Deutschland übereinstimmend: Rot-Weiß Oberhausen ist zurückgekehrt.

Rückblende: Äußerst turbulent war die Saison 87/88 für die „Klee-

blätter“ verlaufen. Rein sportlich hatte es für eine kurze Phase sogar mal so ausgesehen, als würde RWO sich recht weit oben in der Tabelle etablieren können. Am Ende war man dann doch noch mit dem Erhalt der Klasse zufrieden. Außersportlich hatte es eine ernste Krise gegeben, denn Obmann Hermann Schulz hatte sein Amt niedergelegt, nachdem seine damalige Firma in Schwierigkeiten geraten war. Seine Nachfolger erwiesen sich als inkompetent und häuften Fehler auf Fehler. Sie verpaßten Termine beim DFB und waren dann völlig vom Lizenzentzug überrascht. Die Mannschaft brach auseinander, der Verein stand vor dem Konkurs.

Im übrigen hatte sich auch der DFB nicht mit Ruhm bekleckert, denn der Lizenzentzug wurde für zurückliegende angebliche Verfehlungen ausgesprochen, was wiederum Schulz auf den Plan rief und zu gerichtlichen Schritten ver-

anlaßte. Daß er – Jahre später – juristisch komplett rehabilitiert wurde, änderte an der Tatsache nichts mehr, daß RWO sich im Sturzflug Richtung Ende befand.

Ehrenpräsident Willi Bolten, der dem Verein schon in früheren schlimmen Zeiten als Notpräsident gedient hatte, der Unternehmer Wilhelm Timm und Rudolf Reichert – Arbeitsgerichtsdirektor und wie Timm Vater fußballspielender Söhne – waren es, die das Schlimmste abwendeten. Zwar mußte eine Not-Elf – die blutjunge und gerade erst in die Bezirksliga aufgestiegene Amateurm Mannschaft – über Nacht zur „Ersten“ befördert werden und unzählige Niederlagen einstecken, aber der Verein mit dem glückverheißenden Kleeblatt im Wappen existierte wenigstens noch. Der Abstieg aus der Oberliga in die Verbandsliga (damals vierthöchste Spielklasse) war logisch, und auch die folgende Saison war noch weitestgehend geprägt vom verzweifelten Überlebenskampf. Er gelang.

Mit Beginn der 90er Jahre hatte auch Hermann Schulz wieder Luft bekommen. Sein neues Unternehmen begann zu florieren, und er hatte sein Interesse am Fußball nie verloren, schmolte aber noch lange, weil man ihm – zu Unrecht, wie man weiß – lange Zeit die Hauptverantwortung für das Desaster gegeben hatte. Reichert war in dieser Frage absolut unbefangen und nahm – zunächst nur hinter den Kulissen – den Kontakt zu Schulz wieder auf. Behilflich war dabei auch Manfred Rummel. Der hatte RWO schon zu früheren Zweitliga-Zeiten trainiert – und das Team 1978 bis ins Viertelfinale des DFB Pokals geführt (was erst jetzt wieder gelungen ist) – und war von Reichert als Trainer geholt

und entlassen worden, aber Reichert hatte ihn als sportlichen Berater an den Verein gebunden. Rummel und Reichert gelang es gemeinsam, Schulz zum Neuanfang zu bewegen – 1993 wurde Schulz Präsident, Rummel und Klaus Peter Lang Vizepräsidenten.

Zwei Aufstiege mit Bockholt

Die Verpflichtung von Trainer Fred Bockholt war der erste Husarenstreich des neuen Erfolgs-Duos Schulz/Rummel. Zu dritt bewies man ein glückliches Händchen bei der Verpflichtung neuer Spieler. In dreieinhalb Jahren heftete der frühere Klasse-Torwart von RW Essen und Kickers Offenbach, Fred Bockholt, zwei Aufstiege an seinen Wimpel – und der von der Oberliga in die Regionalliga schrieb sogar Geschichte, denn RWO blieb ungeschlagen. Die neueingeführte



Regionalliga hätte man schon ein Jahr früher erreichen können, aber einem Streit zwischen den Instan-

*Flanke Luginger:
RWO verstärkte sich
mit erfahrenen Profis*

*Im harten Zweitliga-Geschäft
sind Aufmerksamkeit und
Konzentration gefragt*

zen der Fußballverbände Niederrhein und Mittelrhein, die zusammen mit den Verbänden Rheinland und Saarland die Regionalliga West/Südwest stellten, fiel ausgerechnet RWO zum Opfer. So mußte der Sprung in die nicht unattraktive Drittklassigkeit um ein Jahr verschoben werden.

Für Schulz und Rummel war es immer ausgemacht, daß die Regionalliga nur Durchgangsstation zur Zweiten Bundesliga sein dürfte. Als es in der ersten Regionalliga-Saison nicht ganz so rund lief wie erhofft, mußte der Trainer gehen. Für Fred Bockholt kam der frühere Wattenscheider Coach Franz Josef „Kiki“ Kneuper. Der schaffte das, was Bockholt auch geschafft hätte – einen Mittelplatz nämlich. Zur zweiten Regionalliga-Saison – 1996/97 – hatte RWO sich erheb-



*Zum Aufstieg
brannten die Fans
ein Freudenfeuerwerk ab*

lich verstärkt. Bis zum Winter war das Team der Konkurrenz weit enteilt, so daß man einer unglücklichen Heimmiederlage gegen Wattenscheid 09 zunächst keine große Bedeutung zumaß, zumal nach der folgenden Winterpause der Vorsprung zeitweise immer noch sechs Punkte betrug. Im Frühjahr kam der Einbruch. Punkt um Punkt schmolz der Vorsprung auf die SG Wattenscheid 09, die Ent-

lassung des Trainers kam dann auch noch zu spät, RWO wurde nur Vizemeister und mußte um die ungeliebte Deutsche Meisterschaft der Amateure mitspielen. Daß die – im Stadion Niederrhein – gegen den SSV Reutlingen dann auch nicht gewonnen wurde, fügte sich in das Bild einer zuletzt total verkorksten Saison. Trainer war da schon Gerd vom Bruch, der – ob schon unschuldig – nach dem Endspiel üble Schmähungen des enttäuschten Publikums hinnehmen mußte. „Daß der Gerd in der

damaligen Situation zu uns gekommen ist und trotz allem geblieben ist, werden wir ihm nie vergessen“, erklärten damals unisono Rummel und Schulz.

Der neue Anlauf startete also im Sommer 1997. Er ging gründlich daneben. Mit 0 : 3 verlor RWO beim Mitfavoriten Eintracht Trier. Auch in den nächsten Spielen gab es noch nicht die überzeugenden Leistungen. Eine unglückliche 0 : 1-Niederlage – durch ein Eigentor – bei den Sportfreunden Siegen am 31. August 1997 markierte den



*Vom Stadion Niederrhein
bis zur Landwehr
ließen sich die Helden feiern*

Wendepunkt. RWO rollte nun das Feld auf und ließ sich auch durch gelegentliche kleine Rückschläge nicht mehr vom Pfad des Erfolges abbringen. Am 9. Mai verlor der letzte verbliebene Konkurrent Siegen gegen Saarbrücken. Damit stand fest: RWO ist Meister und Aufsteiger! Schulz bestellte den Bus, mit dem die Truppe vor dem letzten Auswärtsspiel ins Trainingslager fahren sollte, kurzerhand ab, im Clubhaus an der Landwehr stieg die erste spontane und improvisierte Siegesfeier, zu der wie von Zauberhand auch schon Meister-T-Shirts auftauchten: „Die Kleeblätter sind zurück – Regionalliga ade – 2. Liga okay!“

Das Spiel am 17. Mai gegen Preußen Münster war dann nur noch Formsache. Sinnigerweise wurde mit dieser Partie auch die neue Haupttribüne eröffnet. In jah-



*Rot und Weiß
sind unsere Farben*

relangen Um- und Neubaumaßnahmen war das über 70 Jahre alte Niederrheinstadion erheblich verändert und mit einem Kostenaufwand von 9,4 Millionen Mark (Land, Stadt, Arbeitsamt) in ein wahres Schmuckkästchen verwand-

delt worden. Etliche Tage später bat Oberbürgermeister Burkhard Drescher die erfolgreiche Mannschaft und die Verantwortlichen ins Rathaus. Im Ratssaal trugen sie sich in das Goldene Buch der Stadt ein, und Drescher überreichte Schulz eine Torte in Form des neuen Niederrheinstadions. Schulz: „Der größte Tag in meinem Leben.“

Kleinster Zweitliga-Etat

Aber die Geschichte geht weiter. RWO hatte zwar die Lizenz bekommen, aber der DFB hatte an die Erteilung schmerzhaft Auflagen geknüpft. Der finanziell ohnehin nicht auf Rosen gebettete Verein startete mit einem Etat von 5,4 Millionen Mark in die Zweitliga-Saison – weniger Geld hat kein Klub der Liga zur Verfügung. Trotz des sportlichen Erfolges tat sich zudem wenig an der Sponsoren-Front, so daß die Schulz-Firma Konvent immer noch weitgehend

den Alleinunterhalter spielt. Und etliche Spieler taten und tun sich schwer in der neuen Umgebung, in der vor allem Kampf und Einsatz gefragt sind.

Als am Abend des 2. Oktober im Heimspiel gegen die Spvgg. Unterhaching mit dem 0 : 2 die sechste Niederlage eingefahren war, zählten alte Verdienste nicht mehr. Manfred Rummel nahm Gerd vom Bruch beiseite und sprach die Beurlaubung aus. Am 4. Oktober übernahm Aleksandar Ristic das Ruder. Dem eilt der Ruf eines „harten Hundes“ voraus, aber auch er fordert Geduld und Zeit.

So ist ein neues Kapitel in der Geschichte des SC Rot-Weiß aufgeschlagen.

OBERHAUSEN „MACHT“ KEINE KOHLE MEHR

*Schicht am Nordschacht:
Das Ende des Bergbaus*

HEINZ INGENSIEP

Die Nachricht aus Herne war nüchtern formuliert und ziemlich eindeutig: „Mit dem Auslaufen der Bauhöhe 426 im Flöz Zollverein im Bereich des Nordschachtes endet der letzte aktive Kohleabbau unterhalb des Oberhausener Stadtgebietes“, hieß es im Pressedienst der Ruhrkohle Bergbau AG vom 25. März 1998. Und danach zog man gleich Bilanz: „Seit seiner Fertigstellung in der Mitte der 60er Jahre und weiterem Ausbau zu Anfang der 70er Jahre wurden aus dem Lagerstättenteil insgesamt 34 Millionen Tonnen Steinkohle gewonnen.“

Daß das Ende sich näherte, war seit langem vielen klar. Doch eigentlich war vorher davon die Rede gewesen, im April 1998 lediglich die letzten Kauen in Oberhausens allerletztem Zugang zum „schwarzen Gold“ zu schließen. Daß nun endgültig quasi „der Deckel drauf gemacht“ werden sollte, kam eher überraschend.

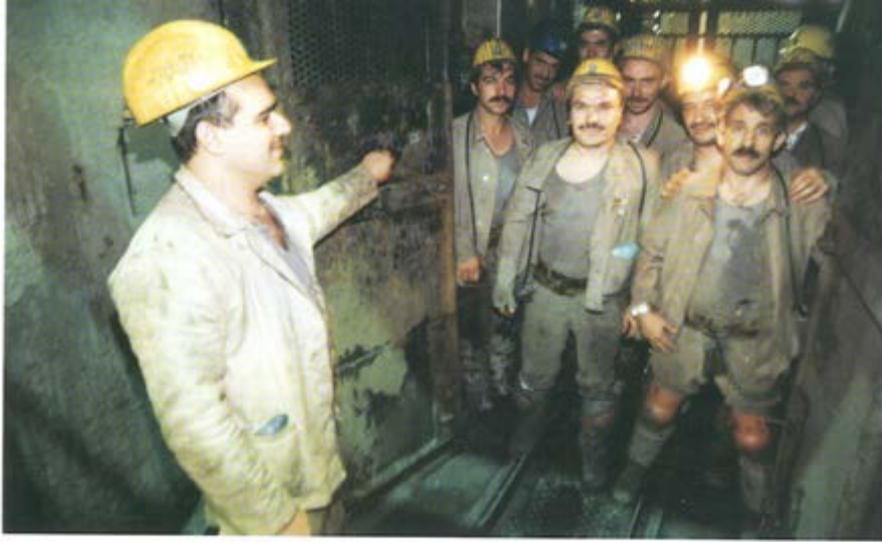
Denn noch im Herbst 1997 hatte es seitens der Ruhrkohle geheißen, die Kohle des nördlichen unterirdischen Außenpostens der ehemaligen Zeche Osterfeld werde noch bis ins Jahr 2000 hinein abgebaut werden. Aber es kam anders, mit der Folge: Seit Juni 1998 gibt es auch unter der einstigen Kohle-, Eisen- und Stahlstadt keinerlei Bergbau mehr. Weil man – wie es hieß – unter Tage auf „tektonische Störungen“ gestoßen war, zog das Management des seit 1992 auch für den Nordschacht zuständigen Verbundbergwerkes Lohberg/Osterfeld in Dinslaken ein erst fürs nächste Jahrtausend vorgesehenes Rationalisierungskonzept vor. Das bedeutete: Schicht am Nordschacht!

Damit war endgültig besiegelt, was der damalige Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond, einst selbst Kumpel, bereits im Jahrbuch „Oberhausen 1992“ geschrieben hatte: „Eine Ära geht zu

Ende“. Darin behandelte van den Mond die Einstellung der Kohleförderung des Bergwerks Osterfeld, das damit im August 1992 vollends in den Lohberger Schächten verschwand. Wehmütig erinnerte er sich an das Ende „seiner“ Schachanlage, an seine letzte Schicht auf Alstaden, 20 Jahre zuvor. Er verglich die Gefühle der Osterfelder Kumpel und der Leute im Stadtteil mit denen, die er hatte, als die allerletzte Lore im Süden der Stadt raufgebracht worden war. 1972 war Osterfeld noch die existentielle Rettung für viele Alstadener Bergleute gewesen. Osterfeld hatte sie aufgenommen.

Mehr als 160 Jahre Kohlenbergbau in Oberhausen, 125 Jahre Zeche Osterfeld, 35 Jahre aktiver Nordschacht – alles nur noch Geschichte. Dr. Günter Hegermann – den Dokortitel erwarb sich der gebürtige Sterkrader durch ein geschichtswissenschaftliches Studium im Ruhestand – hat sie aufgeschrieben: die Historie der letzten Oberhausener Schachanlage, der Zeche Osterfeld und ihres Ablegers im äußersten Nordwesten der Stadt. Und: Der einstige stellvertretende Bergwerksdirektor will sie wachhalten, wenn er sein nächstes Projekt verwirklicht: 125 Jahre Zeche Dinslaken-Lohberg – ein Jubiläum, das 1999 ansteht.

In Hegermanns Werk wird der Nordschacht allerdings nur eine Nebenrolle spielen. Dabei sollte die Grube bei Schmachtendorf einmal eine Hauptrolle übernehmen bei der stetigen Nordwanderung des Kohlenbergbaus. „Schon in den 50er Jahren planten die Verantwortlichen in Osterfeld einen Förderschacht als Großschachanlage im Sterkrader Norden“, berichtet Chronist Hegermann. Anfang der 60er Jahre fiel dann die



Immer seltener „abwärts“ geht es nach dem Teufabwurf am Nordschacht, nur noch für Instandhaltung und Materialzufuhr

Entscheidung, allerdings vorerst nur für einen Wetterschacht.

Die vorbereitenden Arbeiten wurden im März 1962 in Angriff genommen. Im April des folgenden Jahres konnte man mit dem Abteufen beginnen. Die Karbonschicht erreichte man im Januar 1965 bei 446 Metern Teufe, die 5. Sohle bei 766 Metern im Februar 1966. Kaum vier Jahre nach dem Start war dann auf 1020 Metern die 6. Sohle erreicht, ohne nennenswerte Zwischenfälle. „Mit der Herstellung dieses Hauptschachtes war eine wichtige Voraussetzung für den Abbau der Vorräte im Nordfeld der Zeche Osterfeld geschaffen“, so Hegemann in seinem Werk „Steinkohlenbergwerk Osterfeld 1879 – 1979“.

Qualität nicht berauschend

Nachdem die Verschärfung der seit einem Jahrzehnt schwelenden Kohlekrise die Baustelle für eine Weile lahmgelegt hatte, sorgte ein leichter Aufschwung im Jahre 1968 dafür, daß die Maßnahme mit Hochdruck vollendet wurde. Die Osterfelder Zechenchefs standen nun nämlich vor dem Problem, daß sie die ihnen abverlang-



Einmal noch „oben auf“: Von der Spitze des Förderturns hat man einen interessanten Rundblick über Sterkrade-Nord

te Menge des Energieträgers nicht erbringen konnten. Also wanderte ihr Blick wieder gen Norden. Bei der Erprobung des Kohlenfeldes dort oben kam man zu dem Ergebnis, daß der Schacht doch zu mehr als nur zur Bewetterung (Grubenbelüftung) taugte. Um aber die erforderliche Leistung von 10.500 Tonnen pro Tag zu erbringen, mußte man dort auch anfeh-

ren können. Als die Seilfahrt des Nordschachtes im April 1974 mit einem Kostenaufwand von 10,5 Millionen Mark fertiggestellt war, kam diese gerade rechtzeitig, um den Kumpeln der kurz zuvor dicht gemachten Zeche Jacobi neue Arbeitsplätze zu bieten.

„Die Qualität der Kohle zwischen der 5. Und 6. Sohle war nicht gerade berauschend“, erinnert sich Hegemann. „deshalb ging man weitere 200 Meter in die Tiefe und arbeitete sich bis zu einer 7. Sohle

vor.“ Mit den Vorbereitungen dazu wurde 1976 begonnen; die Teufarbeiten wurden ein Jahr später in Angriff genommen. 1980, nachdem die Zeche Osterfeld ihr 100jähriges gefeiert hatte (bis dahin waren dort 122.519.686 Tonnen Kohle gefördert worden), war



man im Norden am Ziel: auf –1250 Metern. Anschließend wurde die Nordschachtrichtstrecke nach Westen aufgefahren. Ab 1981 konnte dann der schwarze Energieträger in größerem Umfang abgebaut werden. Zeitweilig sei in der Osterfelder Zechenleitung daran gedacht worden, auch noch eine 8. Sohle in bis zu 1500 Metern Tiefe zu erschließen; aber diesen Plan habe man später wieder aufgegeben, so Hegermann.

Da die Widerstände der Sterkra der „Nordlichter“ gegen den Abbau unter ihren Füßen schon stark genug gewesen war, blieb der Nordschacht auf eine reine Personen- und Versorgungsseilfahrt beschränkt. Dies bekamen die Zechenchefs zur Auflage. Um also den überirdischen Aufwand abseits der Gabelstraße so gering wie möglich zu halten, wurde dort nie Kohle zu Tage gefördert. Stattdessen verknüpfte man die Abbaureviere mit dem unterirdischen

Dafür bleiben die Anlagen weiterhin wichtig: Sie sorgen für „schönes Wetter am unterirdischen Südpol“ von Lohberg/Osterfeld

Transportbandnetz der Zeche, das 1976 die Wagenförderung abgelöst hatte. So wurde das im Norden gewonnene Material über ein zehn Kilometer langes Band zunächst einmal nach Osterfeld befördert, wo man es dann ans Tageslicht hievte. Optimal möglich wurde das, als man 1982 auch auf der 7. Sohle den Durchschlag zum Rest der unterirdischen Welt von Osterfeld erreichte. So konnte man 1983 auch die Kohle über die 7. Sohle per Band abfahren. Zeitgleich baute man am Nordschacht eine Baustoffversorgungs- und Kälteerzeugungsanlage; letztere ging im April 1983 in Betrieb.

Erste böse Vorahnungen darüber, was die Zukunft bringen könnte, nahmen im Laufe der nächsten Jahre Gestalt an. Zuerst wurde im September 1983 beschlossen, die Osterfelder Tagesförderung bis

1987 auf 7200 Tonnen zu drosseln. Das blieb natürlich nicht ohne Auswirkungen auf die Belegschaft: Ende Januar 1984 mußte ein Sozialplan für die gesamte Bergwerksdirektion Osterfeld beschlossen werden. In der Zwischenzeit, im Januar 1986, wurde zwar noch der Blindschacht 7-NR-1 nebst Band 11 der Nordschachtrichtstrecke in Betrieb genommen, aber in den „oberen Etagen“ wurden bereits die Weichen für eine ganz andere Entwicklung gestellt.

Ende der Kokserzeugung

Am 21. Januar 1988 war es soweit: Die Ruhrkohle AG beschloß, die Bergwerksdirektionen Osterfeld, die letzte in Oberhausen, und Lohberg in Dinslaken zusammenzulegen. Ein weiterer schicksalhafter Schritt war das Ende der Kokserzeugung auf der Kokerei Osterfeld sechs Wochen später. Noch im gleichen Jahr schuf man auch unter Tage Fakten: Auf der 7. Sohle wurde eine Verbindungsstrecke vom Nordschacht zu den Lohberger Schächten aufgefahren; Anfang März 1991 war sie mit der 5. Sohle von Lohberg durchschlägig. Auch auf der 4. Lohberger Sohle wurde danach eine solche Verbindung hergestellt.

Am 1. Juli 1989 war sie dann amtlich: die Vereinigung der beiden Bergwerksdirektionen. Mit ihr entstand das Gemeinschaftsbergwerk Lohberg-Osterfeld. Bereits am 2. Januar 1992 konnten die Dinslakener einen Teil der Osterfelder Förderung über ihre eigenen Schächte bewältigen. Das Ende des Bergwerkes im mittleren Osten Oberhausens war nahe. Am 31. August 1992 wurde der Förderstandort Zeche Osterfeld gänzlich aufgegeben. Nur noch für die Statistik interessant: In Laufe ihrer fast

113 Jahre währenden Existenz wurden aus der letzten Oberhausener Schachanlage mehr als 151 Millionen Tonnen des einstmals „schwarzen Goldes“ gefördert.

Seitdem verfügen die Lohberger über zwei Nordschächte, einen geographisch echten in Hünxe und den sogenannten im Süden ihres unterirdischen Einzugsgebietes. Den Zugang im Sterkrader Nordosten nutzen zu besten Zeiten bis 1750 Kumpel. Aber über die 90er Jahre hinweg schrumpfte diese Zahl bis auf 750 hier einführende Bergleute im Oktober 1997. Immerhin wurden bis zuletzt rund 20 Prozent oder 2500 der 12.000 Tonnen Tagesförderung von Lohberg/Osterfeld in diesem Bereich abgebaut. Während das „Teilabwerfen“, also das geordnete Einstellen des oberirdischen Betriebes am Nordschacht, längst beschlossen war, wurde in seine weiteren Aufgaben noch einmal kräftig investiert. Die zentrale Kälteanlage des Bergwerkes wurde von der 7. Sohle (-1250 Meter) auf die 4. Sohle (-850 Meter) befördert, nachdem sie zuvor in der Zentralwerkstatt der Ruhrkohle AG in Lünen bis ins kleinste Detail zerlegt, geprüft und instandgesetzt worden war. Mit dem Umzug verbunden war eine Aufrüstung der mehr als 100 Meter langen Anlage von sechs auf acht Megawatt Leistung, was auch die Erweiterung des Über-Tage-Systems um eine dritte Kühlmaschine samt Kühlturm nötig machte. „Jetzt ist der Nordschacht nicht nur der südlichste Schacht des Bergwerkes, sondern auch der Südpol“, so die Mitarbeiterschrift der Ruhrkohle Bergbau AG damals, in Anspielung auf die vergleichsweise „antarktischen Temperaturen“, die von der Klimaanlage erzeugt werden.



Sozusagen die verbleibende „Kerntruppe“ am Nordschacht, die für die Instandhaltung der Klimaanlage zuständig ist

Daß das Oberhausener Tor zur kohlrabenschwarzen Unterwelt in Zukunft nur noch „gutes Wetter“ (Belüftung) machen sollte, stand im Herbst 1997 also längst fest. Geplant war zu dem Zeitpunkt, bis April 1998 auch die letzten Kauen des Nordschachtes dicht zu machen. Die wenigen Kumpel, die an der Gabelstraße noch anfahren, wurden vom Schacht Lohberg in einem „Schwarzbus“ nach Sterkrade-Nord gekarrt. Vorerst war aber nicht daran gedacht, auch den Kohleabbau unterhalb des Oberhausener Stadtgebietes einzustellen. Damals hieß es, man werde im letzten noch voll angebundnen Revier weiter tätig sein. Zudem war geplant, 1998 ein weiteres Revier anlaufen zu lassen und es bis 2000 abzubauen. Der zuständige Markscheider Peter Fi-

scher versprach den Bewohnern der Nordstadteile: „Ab 2000 plus eins wird es hier oben keine bergbaulichen Auswirkungen mehr geben.“

„Geologisches Hindernis“

Im März 1998 verkündete Dr. Norbert Schächter, Bergwerksdirektor der Gemeinschaftsschachanlage Lohberg/Osterfeld, überraschend das vorzeitige Aus für den Nordschacht und damit für jegliche bergbauliche Tätigkeit in Oberhausen. Bereits ab Juni solle es unter dem Stadtgebiet keinen Kohleabbau mehr geben. Begründung: „Störungen, ein sogenanntes geologisches Hindernis, unter Tage führen dazu, daß wir ein erst für das Jahr 2000 geplantes Rationalisierungskonzept vorgezogen haben“, so Schächter. Nach dem Auslaufen der Bauhöhe 426 des Flözes „Zollverein“ war Schicht am Schacht. Für einen Vorrat von nur noch 200.000 Tonnen Kohle hät-

ten sich weitere Investitionen nicht gelohnt, hieß es.

Ab dem 1. April führen auch die letzten 300 Bergleute nicht mehr im Norden, sondern in Lohberg an. Der direkte wirtschaftliche Effekt dieser Maßnahme hielt sich eher in Grenzen; der Schacht-Chef bezifferte ihn auf mehrere 100.000 Mark im Jahr. Den weitaus größeren Sparerfolg brachte das Abwerfen von „Flöz Zollverein“: 31 Millionen Mark allein in 1998/99. Für die Lohberger bot sich damit eine willkommene Gelegenheit, die ihnen von der RAG aufgebürdete Sanierung um rund 15 Monate vorzuziehen. Schächter dazu: „Das Grubengebäude wird durch die Maßnahme wesentlich verkleinert und der Abbau auf die leistungsstärksten Lagerstätten konzentriert.“ Insbesondere könne der Schacht um etwa 400 Meter eingekürzt und ein 500 Meter tiefer Blindschacht sowie die Verbindungsstrecke nach Lohberg auf dem Niveau der 7. Sohle mit einer Länge von rund 4000 Metern „abgeworfen“ werden. Bereits 1994 war mit der Planung begonnen worden, die Gemeinschaftschachanlage auf die „Hauptfelder“ zusammenzustutzen. Die Strategie dahinter: „Alle Betriebe, die nicht gewisse Mindeststandards erfüllen, werden geschlossen“, erklärte der Bergwerksdirektor. Dieser Prozeß werde auf Lohberg bis zum Jahr 2001 fortgesetzt, „um ein leistungsstarkes Grubengebäude zu bekommen“.

Ruhe unter den Füßen

Während sich über Tage mittlerweile ein trostloses Bild von Teilabriß und Verwahrlosung bietet, bleibt der Nordschacht unter Tage auf Dauer zumindest bis zur 4. Sohle (– 850 Meter) funktionsfähig, um – wie oben beschrieben

– die notwendige Zufuhr von Frischluft, Kälteleistung und Baustoffen in den südlichen Teil der Lohberger Lagerstätte zu gewährleisten. Zur Zeit sind nur noch sechs bis acht Leute dort dauerhaft be-

men auf. Denn: Früher als erwartet bekommen sie Ruhe unter ihren Füßen. „Mögliche übertägige Beinträchtigungen werden bis zum Jahreswechsel 1998/99 beendet sein“, kündigte Markscheider Peter Fischer an.

Im zweiten Quartalsbericht 1998 der Ruhrkohle Bergbau AG las sich der Abgesang auf ein Stück städtischer Vergangenheit so: „Mit Auslaufen der BH 426, Flöz ZV 5, im Mai wurde der Abbau im Bau-feld Nordschacht eingestellt. Im Zuge der Verkleinerung des Grubengebäudes werden bis Ende 1999 die Verbindungsstrecke zwischen den ehemals selbstständigen Bergwerken Lohberg und Osterfeld, der Blindschacht (BLS) 7-NR-1 und der Nordschacht zwischen der 4. und 7. Sohle abgeworfen.“

Spätestens da stimmte nicht mehr, was Friedhelm van den Mond im Jahrbuch 1986 schrieb: „Wir wollen unseren verdammten Pütt am Leben erhalten‘ – das von Osterfelder Bergleuten auf dem Höhepunkt der Kohlenkrise in grimmiger Entschlossenheit geprägte

Schlagwort hat heute noch Gültigkeit, kennzeichnet die Stimmung im Oberhausener Bergbau.“ Zwölf Jahre später, als immer noch weit über 1000 Oberhausener als Kumpel auf Lohberg und sonstwo ihr Geld verdienten, regte sich zumindest öffentlich kein Widerstand mehr. Geblieben sind Namen und Erinnerungen und ein trotziger Gruß: Glückauf!



Symbolisch für das Ende der Bergbaugeschichte in Oberhausen: ein leerer Korb in den für immer geschlossenen Kauen

schäftigt, als Pförtner, für die Instandhaltung und die Schachtbedienung.

So bedauerlich das vor dem Hintergrund der mehr als 160jährigen Geschichte des Oberhausener Kohlenbergbaus sein mag: Viele Schmachtdorfer Eigenheimer at-

AN UNS KOMMT KEINER VORBEI

Die Stadt entdeckt den Tourismus

HANS-WALTER SCHEFFLER

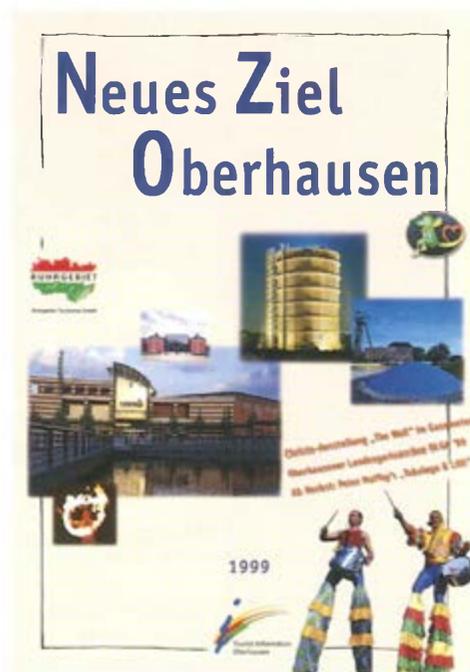
Noch vor seiner Wahl zum Oberbürgermeister hatte der damalige Oberstadtdirektor Burkhard Drescher die Marschroute für das Oberhausen der Zukunft ausgegeben. Die Stadt war zwar schon weg von der Klagemauer, aber noch auf Orientierungssuche. In kleinen Zirkeln, im Rathaus, aber auch auf überörtlichen Tagungen philosophierte Drescher über das neue Zauberwort Städtetourismus, zunächst noch von ungläubigem Staunen begleitet.

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, und neues Leben blüht aus den Ruinen“ – Schiller stand Pate in der Geburtsstunde des Oberhausener Tourismus. Was Drescher im Kopf hatte, machte Sinn. Nach dem dramatischen Verlust von 40 000 Arbeitsplätzen in der Montanindustrie suchte die Stadt ein neues wirtschaftliches Standbein. Nicht nur die Eröffnung der Neuen Mitte mit ihren europaweiten Schlagzeilen hatte Mut gemacht.

Zu neuen Publikumsmagneten auf der Landkarte des Ruhrgebiets sollten aus Oberhausener Sicht der Gasmeter mit seinen überwältigenden Besucherströmen, das Rheinische Industriemuseum, das Theater und die Internationalen Kurzfilmtage, aber, nach ihrer Neugeburt, auch das Schloß und vor allem auch der Kaisergarten werden. Dort wurde der Nulltarif für Zehntausende von Besuchern tapfer verteidigt und durch den heutigen Ehrenbürger Friedhelm van den Mond, mit tatkräftiger Unterstützung der Stadtparkasse, neue Attraktionen verwirklicht.

Urlauber in Oberhausen? Die hatte es bisher fast nur auf der Durchreise gegeben, von dem dichten Autobahnnetz profitierten zwar die Touristen, aber kaum die Stadt. Doch aus der schwierigen Diskussion um die Neue Mitte hatte man im Rathaus gelernt, daß es keinen Oberhausener Alleingang geben durfte. Deshalb setzte Drescher auf

ein gemeinsames touristisches Profil des Ruhrgebiets, von der Bottroper Warner Movieworld bis hin zu den Musicals: „Wir bauen keine touristischen Luftschlösser. Uns geht es ganz realistisch um Kurz- und Städtereisen.“ Auch wenn der Weg hin zum Tourismus keine leichte Geburt war: Dreschers Botschaft kam an. Schon bald konnte er die positive Zwischenbilanz ziehen, daß sich die Übernachtungszahlen in Oberhausen seit 1994 verdreifacht hatten: „Inzwischen kommt schon jeder 5. Gast aus dem Ausland, drei von fünf auswärtigen Besuchern waren vorher



*Ende 1998 erschien
der zweite 'Touristik-Führer
für Oberhausen'*

noch nie in unserer Stadt.“ Als der Hotel- und Gaststättenverband Niederrhein Ruhr im September 1998 seine neuesten Zahlen präsentierte, staunten nicht wenige. In Oberhausen war die Zahl der Über-

nachtungen innerhalb eines Halbjahres erneut um 12,5 % gestiegen: von 51 203 auf 57 593.

Erstes sichtbares kommunalpolitisches Zeichen für den neuen Kurs war, neben dem schon installierten Stadtmarketingausschuß, die Berufung des heute 33jährigen Axel Biermann im April 1997 zum Geschäftsführer der neuen Tourismus und Verkehrsverein Oberhausen GmbH, die aus dem traditionsreichen Verkehrsverein entstand.



Werben am Hauptbahnhof für Oberhausen: Axel Biermann (2. v. l.) mit seinem Touristik-Team

Mit ihrem fünfköpfigen Mitarbeiter-Team entwickelte sich die Tourist GmbH in ihrer 90 Quadratmeter großen Geschäftsstelle im ehemaligen Hotel Ruhrland, direkt gegenüber dem Hauptbahnhof, zu einer stark gefragten Adresse. Die Stadt unterstützt sie mit jährlich 400 000 DM, die meisten Anfragen kommen aus den Niederlanden und dem Rhein-Main-Gebiet.

Der ideenreiche Biermann setzt auf Optimismus: „Das Ruhrgebiet

ist ein touristisches Trendziel, und Oberhausen ist der Star dieses Ziels. Mit unseren Highlights sind wir den anderen immer einen Schritt weit voraus.“ Weitere Ziele wie der Zukunftspark O-Vision auf dem Gelände des ehemaligen Elektrostahlwerks und die Landesgartenschau (OLGA) sollen schon in Kürze dazukommen. Gleichzeitig soll mit traditionell Bewährtem wie der Gastronomischen Meile und dem Osterfelder Stadtfest so-



Mit Gästen aus den Niederlanden vor dem Gasometer: Touristik-Geschäftsführer Axel Biermann (v.)

wie verkaufsoffenen Sonntagen gewonnen werden.

Pauschal-Arrangements

Dabei hatte alles recht bescheiden begonnen, mit ein paar von Biermann und seinem Team angelegten Werbegags: Da gab es plötzlich Gasometer und Wasserturm als Souvenirs, als Salzstreuer und Pfeffermühle. Eine Oberhausen-Tasse wurde 500 mal verkauft, eine Weihnachtspostkarte gar 3.500 mal. Die Bilanz 1998 der Tourist-Information kann sich sehen lassen: Erstmals wurde ein Touristikführer herausgegeben. Er ent-

hält auch Pauschalarrangements: Wer will, kann seinen Besuchstag in Oberhausen mit einem Dreigänge-Menü abrunden, nach Bergmannsart oder nach amerikanischer Art. Unter der bewährten Leitung von Peter Hoffmann gab es 100 Stadtführungen und -rundfahrten, 5.000 Informationspakete und 1.500 Unterkunftsverzeichnisse wurden versandt, 20.000 Kunden am Schalter gezählt. Längst präsentierte sich die Stadt auch auf Touri-

stikmessen, so in Utrecht, Berlin, Stuttgart, Antwerpen und Köln. In Stuttgart wurde gar beobachtet, daß sich auch viele ehemalige Oberhausener, die in den 60er Jahren in den Süden umgesiedelt waren, für die neuen Highlights ihrer Heimat interessierten.

Aber für Axel Biermann ist das nur ein Etappenziel. Er arbeitet vor allem an ehrgeizigen Plänen, die durchschnittliche Aufenthaltsdauer der Besucher von derzeit 1,7 Ta-

gen höherzuschrauben und plant Marketing-Foren im engen Schulterschluß mit Hotels und Gastronomie: „Im Tourismus muß man mit einem mindestens sechsmonatigen Vorlauf planen.“ Er lobt die gute Zusammenarbeit mit der Stadt, die ihm freie Hand lasse: „Müßte ein neuer Prospekt erst in drei Ratsausschüssen beraten werden, wäre die Saison schon wieder vorbei. Es gibt wenig Orte, wo

Daß Medien und Reiseveranstalter Oberhausen bundesweit entdeckt haben, ist längst keine Überraschung mehr. Jetzt hat die Deutsche Bahn in ihrem Städtetouren-Prospekt Ameropa, der in einer Auflage von 900.000 Exemplaren in den Reisebüros ausliegt, Oberhausen mit einer ganzen Farbseite zwischen München und Passau plaziert: „Entdecken Sie Oberhausen, ein neues Ziel im Städtetouris-

Stadt zu einem lohnenden Ziel machen.“

Axel Biermann freut sich darüber, er weiß aber auch: „Wir können keine Besucherströme wie Heidelberg erwarten.“ Er setzt auf persönliche Gespräche mit Reisejournalisten und anderen Meinungsträgern und eine Mund-zu-

*Begehrtes Souvenir:
Die erste Oberhausener Weihnachtspostkarte wurde gleich 3500 mal verkauft*



man so gute Arbeitsbedingungen vorfindet, wie ich sie habe.“ An acht Messestandorten ist für das nächste Jahr die Präsenz Oberhausens vorgebucht.

mus, eine Stadt, die bereits heute als Beispiel für den Strukturwandel einer ganzen Region gilt. Die große Industrietradition wurde für Veränderungen genutzt, die die

Mund-Propaganda nach Schneeballsystem, wobei er sich in einem Punkt ganz sicher ist: „An der Attraktivität unseres Standortes kommt niemand vorbei.“

DIE „SOZIALE MACKE“ IM HINTERGRUND DER STARS

*Der Künstlermanager
Dieter Mauritz*

MICHAEL SCHMITZ

Zu den Besonderheiten des alltäglichen Lebens gehören alltägliche Menschen der besonderen Art. Sie sind nicht leicht zu finden, obwohl die Reihe der Porträts im Oberhausener Jahrbuch diesen ganz normalen Kunstgriff fast immer geschafft hat. Wer würde es für die Ausgabe „Oberhausen '99“ sein sollen? „Mauritz“, war mein Vorschlag. „Wer ist das?“ „Dieter Mauritz.“ „Wer ist das?“ „Ein Oberhausener, fast ein Oberhausener, ein Sterkrader, fast ein Sterkrader. Ein Mensch, der Millionen bewegt.“ „Welche Millionen?“ „Menschen auf einen Hieb, D-Mark scheibchenweise.“ Fragezeichen in den Augen. „Er betreut menschennahe Künstlerinnen und Künstler wie Heino oder Maria und Margot Hellwig, wie Ralf Bendix, Michael Larsen, Margot Eskens, Nina Puder oder Fred Bertelmann.“ „Ach so.“ Das Fragezeichen wich dem „o.K.“

Und so sitzen wir im Oberhausener Norden, in Schmachtdorf

bei Gerlach-Thiemann, und zum zweiten Mal schon muß mir Dieter Mauritz nach einer Reportage für die WAZ seinen Lebensweg in den Schreibblock sprechen. Und der Wahrheitsfanatiker, der beinahe jeden Schritt in seinem inzwischen 56jährigen Leben penibel – „bis 1959 kann ich jeden Tag rückwärts mit all seinen Stimmungen aus meinem Tagebuch wiedergeben“ – niedergeschrieben hat, erinnert sich wieder ganz schnell an Dr. Karl-Heinz Schwab alias Ralf Bendix. Der legendäre Vater des „Babysitter Boogie“ (1961) hatte vor beinahe 30 Jahren lange versucht, diesen Dieter Mauritz für die Unterhaltungsbranche zu ködern.

Mit einigen Bauchschmerzen allerdings: „Aus Ihnen kann nichts werden, wenn Sie Ihre soziale Macke nicht ablegen.“ Unter der organisatorischen Verantwortung des Ralf Bendix waren zuvor zwar Düsenflieger zum Himmel aufgestiegen, mit der Prognose für Die-

ter Mauritz aber sollte er nicht recht behalten. Mauritz ist einer der Wichtigen hinter den Kulissen des Show Business geworden, und die „soziale Macke“, für das Publikum wie für dessen Lieblinge, hat er eher noch kultiviert.

Eigentlich, wie gesagt, ist Dieter gar kein Oberhausener. Am 6. März 1942 erblickt er in Dirschau, dem heutigen Tczew, das Licht der alles andere als friedlichen Welt, bei Danzig liegt der Ort, dem heutigen Dansk an einem Fluß, der uns damals so etwas vermittelte wie heute der Rhein, an der Weichsel.

Schon hier hält Dieter ein. Um den Monatswechsel August/September 1992 hatte er seine Heimatstadt besucht, das Elternhaus noch wie früher vorgefunden, mit der alten Haustür, nur das Hitler-Symbol war entfernt. Und mit einem Video kommt er zurück, besucht die Mutter in der Elly-Heuss-Knapp-Stiftung, wo sie gepflegt wird. Eine Frau, die im hohen Alter gelegentlich mit ihren Gedanken nicht mehr auf dieser Welt ist. Und er setzt sich zu ihr aufs Bett, in Bruchteilen von Sekunden wird die Frau feuerrot und sieht sich eineinhalb Stunden lang hellwach, atemlos gebannt das Band an. Eine Mutter, die ihrem Sohn gelegentlich schon mal sagte, daß er aber lange nicht mehr bei ihr gewesen sei, wenn er nur mal ein, zwei Minuten aus dem Zimmer war, um frisches Blumenwasser zu holen, „aber sie hat noch einmal ihre Heimat gesehen, das macht mich heute glücklich“. Kurz nach dem Tod seiner Mutter Ende 1993 besucht er sein Elternhaus im heutigen Polen nochmals: „Das Haus stand noch, nur mit einer neuen Tür.“

Im Januar 1945 muß Mutter Mauritz mit den beiden Söhnen flie-

hen, kommt nach Oberhausen, „weil hier schon ein Onkel wohnte“. Quellstraße 4, ein Zimmer, Toilette ein Stockwerk drunter. Der Vater ist noch im Krieg, war in Dänemark und Frankreich, erst 1948 wird er aus der Gefangenschaft heimkehren. Beim Gaswerk in Dirschau hatte er gearbeitet, auch mal in Kiel, dort hatten Vater Ernst und Mutter Frieda-Charlotte auch am 5. Juli 1939 geheiratet, Sohn Klaus wird am 8. April 1940 in Dirschau geboren. Der Opa väterlicherseits lebte lange in Gelsenkirchen.

Die Familie so oft auf Wanderschaft? „Wir waren eine robustere Generation, das sage ich jungen Leuten heute immer wieder, wenn sie einen Job suchen.“ Aber Dieter sagt auch: „Die Leute haben von einer Heimat geredet, die mir hier rein- und da rausging. Eigentlich habe ich keine Opas und keine Omas gehabt.“ Sein Opa Neumann, mütterlicherseits, war bereits 1925 an einem Raupenstich gestorben, Oma Neumann starb um 1943. Opa und Oma Mauritz landeten nach 1945 in der DDR, Dieter sah die Großeltern, die 1954 und 1957 verstarben, nie wieder. Und dann wieder: „Aber die Heimat ist doch irgendwie dringeblichen.“

In Dellwig, auf der Quellstraße, lebt die Familie vorzugsweise von Pellkartoffeln. Drachen haben die Söhne gebaut und steigen lassen, die mit der großen gebogenen Stehleiste, „dann brauchte man keinen Schwanz“. Nein, die Währungsreform habe er damals eigentlich nicht so recht empfunden, „aber ich habe in den Jahren auch vieles falsch gesehen“.

So um die Jahreswende 1948/49 gibt es eine bedeutende räumliche Verbesserung, die Familie kann auf

der Vestischen Straße eine Zweizimmer-Wohnung beziehen, wo einmal im Jahr die schrägen Wände witterungsbedingt runterkommen, „dann waren wir doppelt zugedeckt“. Der Vater arbeitet bei der GHH. 1954 erneut ein Aufschwung, dreieinhalb Zimmer an der Schmachtendorfer Straße.

Dieter geht zur Schule, 1948 zur Ripshorster Schule, ab April 1949 zur Kantschule, macht seinen Volksschulabschluß: „Dann öffnete sich das Berufsleben.“ Er bekommt keine Lehrstelle, „das war damals ein großes Problem“, fängt in der



Chemischen Fabrik Holten an, einer Abzweigung der BASF Ludwigshafen, als Hilfsarbeiter, arbeitet auch bei der Ruhrchemie mit Nachtschicht und allem Drum und Dran, soll dort einen Ausbildungsplatz bekommen. Daraus wird nichts.

Er haut da ab, fängt am 1. August 1962 als hauptberuflicher Mitarbei-

ter bei der Sozialistischen Jugend Deutschlands „Die Falken“ an. Jugendarbeit, die hatte er vorher schon, seit 1960, für die „Falken“ gemacht. Ein Arbeitskollege, Werner Binnenbruck, erzählt ihm, daß er drei Wochen Urlaub in Schwangau bei Füssen machte, für 100 Mark, aber er mußte Kinder betreuen. „Kannst Du mich nicht da unterbringen?“

Dieter wird Helfer im pfälzischen Bergzabern. Als „Tecnie“ ist er Betreuer und Gruppenleiter in Zeltlagern, die waren wie ein Staat aufgebaut, unter anderem mit einem Kinderparlament. 1961, in seinem 2. Zeltlager, wird Dieter in Reinwarzhofen sogar Bürgermeister eines solchen Lagers, erlebt im gleichen Jahr den großen Crash mit, als Erich Meinike angeblich Landesmittel falsch eingesetzt haben soll: „Durch den Prozeß kam es zu einem völligen Neubeginn.“

Einen Lehrer hat Dieter damals, Hermann Grothe, „der an mich geglaubt hat“. Gemeinsam machen sie ihr 1. Lager in Lütjensee bei Hamburg, und Grothe holt Dieter auch hauptberuflich zu den „Falken“: „Er wird sich was dabei gedacht haben, aber Organisation muß man mir wohl auch in die Wiege gelegt haben.“ Renate Weckwerth, nach der vor wenigen Jahren kurz nach ihrem Tod der „Treff 200“ an der Mülheimer Straße benannt wurde, kommt damals dazu.

Schon da begleitet längst Musik Dieters Leben. In der Wohnung auf der Schmachtendorfer Straße legt er bereits Mitte der 50er Schallplatten auf den DUAL-Plattenspieler, macht die Tulpenlampe an und dirigiert so, daß er dabei auch seine Hände sehen kann. Eine Rarität bekommt er geschenkt, eine 45er Platte, Rudolf Schock singt aus Puc-

cinis „La Bohème“ die wunderbare Arie „Wie eiskalt ist dies Händchen“. Der Vater zerbricht die Schallplatte, „er war mehr für Marschmusik“. Und er habe es seinem Sohn auch nie verziehen, daß der die Bundeswehr verweigert hat.

Aber Dieter kann's auch anders, mit alten 78er Scheiben inszeniert er Wunschkonzerte aus dem kalten Wohnzimmer, während die Familie in der warmen Küche saß. Die „gute Stube“, das Wohnzimmer, wird damals nur an Sonntagen geheizt oder wenn Besuch kommt, „wenn's gut war, bekam ich Lob in Form von Schokolade. Aus dieser Zeit schon habe ich gute Repertoire-Kenntnisse.“ Die Schlußers und Meinikes hat Dieter in dieser Zeit kennengelernt, ohne mit der Zusammenfassung der Namen da Negatives hineininterpretieren zu wollen, aber auch die Pokornys & Co., Axel Pokorny ist bei ihm im Zeltlager, Vater Paul war Tenor am Oberhausener Theater, ein strahlender Operettenheld, Dieter pflichtet mir bei: „Wenn Paul sich rechtzeitig aus Oberhausen verändert hätte, er wäre ein ganz Großer geworden in der leichten Muse der schwierigsten Arien.“

Diese Kontakte machten dem jungen Dieter den „Falken-Flug“ nicht unbedingt leichter: „Ich war unbeliebt, da ich auch auf Masse gegangen bin, der Vorstand hätte mir die Existenz nehmen können, mein Gehalt kam über den SPD-Bezirk Düsseldorf.“ Er setzt sich durch mit der Breitenarbeit, „ihr seid besser beraten, wenn ich euch die Leute hole. Wenn die Masse 100 Prozent sind und ein, oder zwei Prozent davon als harter Kern bleiben, dann ist das doch eine tolle Sache. Die Zusammenar-

beit mit Peter Stöbe damals hat gut funktioniert, wir haben Beat-Veranstaltungen gemacht, auch den Jugendkarneval eingeführt. 1967 erstmals im Großen Saal der Stadthalle. Und damals wie heute habe ich den Moderator gemacht.“ Heute, das ist etwa bei den Weihnachtsfeiern der Oberhausener Arbeiterwohlfahrt.



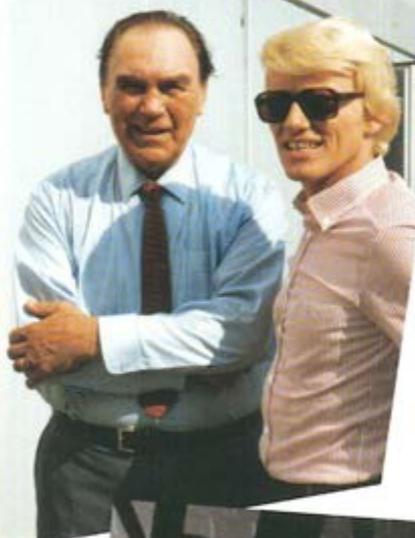
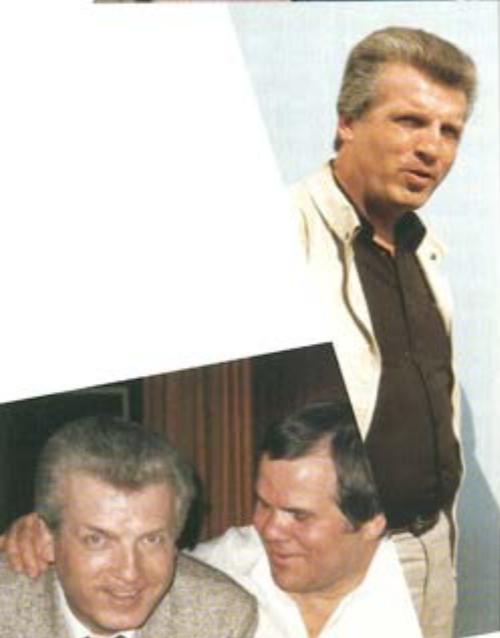
Und immer trägt Dieter eine Krawatte, ungewöhnlich damals, „aber ich habe schon als Kind immer Krawatte getragen. Nur einmal, für die erste Rockveranstaltung, da bin ich in den Kaufhof gegangen und habe mir einen Pull-over gekauft.“ Krawatte und Handtasche übrigens gehören noch heute zu Dieter Mauritz wie die Henne zum Ei. Einmal droht ihm der Verbandsausschluß, weil er Richard Stücklen ins Zeltlager ließ, der unter Adenauer Postminister war und die Postleitzahlen erfand. Über den damaligen NRW-Justizmi-

nister Josef Neuberger aber organisiert er auch Kontakte der „Falken“ zu Strafgefangenen etwa der JVA-Siegburg. Viele von denen werden bald darauf helfen, das Friedensdorf aufzubauen. Abends, nach der Arbeit, sitzt man gemeinsam am Lagerfeuer, Paul Pokorny singt, Kaufhof-Geschäftsführer Palm sponsert.

Aber die „Falken“ besuchen auch regelmäßig das Oberhausener Theater, das, vor allem inspiriert durch den damaligen Chefdramaturgen Günther Büch, Mitte der Sechziger bundesweit Schlagzeilen macht. Vor dem Theaterbesuch gibt es Einführungen in das jeweilige Stück, „wir hatten lange Zeit sogar einen Stammtisch in der Kantine“. Zur Tradition gehört auch, daß die „Falken“ in einem jeden Jahr vor Weihnachten den ältesten Bürger der Stadt besuchen.

Schon aus der „Falken-Zeit“ begründet sich auch die enge Freundschaft zu einem der damals bedeutendsten deutschen Schauspieler und Rezitatoren: „Hanns Ernst Jäger spielte in Oberhausen Brecht. Eines Abends, bei starkem Regen, sehe ich ihn aus dem Auto heraus mit seiner Aktentasche die Straße Dreilinden entlanggehen. Ich habe ihn angesprochen und dann in sein Hotel Bockmühle gefahren. Wir haben dort einen schönen Abend verlebt. Bis zu seinem Tod hatten wir Kontakt. Leider habe ich vergessen, die Post aus den Akten der Falken mitzunehmen.“

Vier Zeitungen gab es in Oberhausen zu der Zeit, „und kaum eine Woche, in der wir nicht drinstanden“. Selbst Luise Albertz, damals Oberbürgermeisterin, eine Legende, warf dem Twen vor: „Der Mauritz steht sechsmal in der Woche in der Zeitung, ich nur vier-





Oben, v. l. n. r.: Dieter Mauritz mit Heimo bei Siegfried & Roy im September '83 in Las Vegas, mit „Tiger“ Dariusz Michalczewski nach dem Kampf gegen Umarow im April '96 in Hannover, mit Ralf Bendix 1978 in Bad Kohlgrub privat zu Gast bei Gisela Schlüter und mit Rudolf Schock unter Schocks Herzog von Mantua in der Verdi-Oper „Rigoletto“.

Mitte, v. l. n. r.: Mit Heimo und Max Schmelting auf dem ICC-Dach in Berlin, beim „Tag des Kindes“ der „Falken“ im Sterkrader Volkspark mit (v. l.) Willi Meinicke, Luise Albertz und Dr. Heinz Nehrting, mit Jeddy Stauffer vor dessen Restaurant in Acapulco und u. a. (v. l.) mit Jupp Feser, Willy Millowitsch und Walter Bubrow bei einem Treffen in Oberhausen.



Unten, v. l. n. r.: Mit Wim Thoelke, Heimo-Gattin Hammelore Kramm und dem Boxer Horst Benedens 1986 in Berlin nach einem „Großen Preis“, mit Peter Alexander und dem Musiker und Arrangeur Erich Becht nach einer „Heimatmelodie“ in der Kölner Sporthalle, mit Heimo, Peter Stöbe (l.) und Karl Fritz am Stammtisch bei „Fritz am Altmarkt“ – Heimo prophezeite damals den Abstieg von RWO aus der 1. Bundesliga, der ein halbes Jahr später prompt auch eintraf – und mit Rex Gildo und Margot Eskens auf dem Schlagerfestival im niederländischen Kerkrade.

mal.“ Der nach eigenem Bekenntnis „renitente“ Twen beruft sich auf eine Äußerung von Walter Buhrow gegenüber der Mutter Courage des Ruhrgebietes: „Dann mußt Du eben mehr tun.“

Und über seine ureigene Philosophie „Kandidaten tauchen sechs Wochen vor Wahlen auf und am Wahlabend für vier Jahre wieder unter“ – konnte Luise Albertz schon gar nicht lachen: Die Anrede wechselte fortan von „Lieber Dieter“ über „Lieber Genosse“ bis zu „Sehr geehrter Herr Mauritz“.

Lange wird dieser bei den „Falken“ bleiben, er wird heute noch sagen (und das tut er auch), daß dies keine schlechte Zeit war, weil er viele Querverbindungen herstellen konnte, zu Künstlern, zu Politikern. Käthe Strobel, damals Jugendministerin in der Großen Koalition, besucht 1967 das Zeltlager, die Jugendlichen geben ihr eine selbstgefertigte Ytong-Schildkröte für Willy Brandt mit. Monate später sieht Mauritz ihn auf einem Parteitag in Dortmund. Luise Albertz geht mit Brandt im Park spazieren, will Mauritz vorstellen und war erstaunt, daß die beiden sich schon kannten. Dieter spricht ihn auf ein Geschenk von Käthe Strobel an und war erstaunt, als Brandt sofort antwortet: „Meinst Du die Schildkröte?“ „Daß er, der doch bestimmt unzählige Dinge geschenkt bekam, sich daran erinnerte, das fand ich schon toll.“

Nur ein Grußwort für den Rundfunk im „Falken“-Lager will Brandt zunächst nicht sprechen. Dieter schreibt ihn an, spricht ihn später in der Stadthalle im Büro des Hallenchefs beim Erbsensuppenessen darauf an: „Und Du meinst, daß ich den Brief gelesen habe? Wenn Du ein Grußwort willst, dann mußt Du gleich nach Borbeck

kommen.“ Brandt hat dort eine weitere Veranstaltung, Dieter fährt hin, Brandt streckt seine Hand nach hinten raus, Dieter legt heimlich eine Kassette rein: „Acht Tage später hatte ich mein Grußwort des SPD-Vorsitzenden. Und darauf bin ich heute noch stolz, ich weiß ja, wie hart ich mir das erkämpfen mußte.“

Im Jahr zuvor, zur AWO-Veranstaltung am 1. Mai 1966 in der Stadthalle, war neben anderen Promis auch Romy Schneider gekommen, die gerade in Oberhausen drehte, und Peter Steffen, dessen



Lieder Dieter schon kennt: „Über ihn kam es zum eigentlichen Gleis zu den Künstlern.“ Dieter ist an diesem Tag Zuschauer, führt aber Gespräche hinter der Bühne, die sein späteres Tun beeinflussen werden: „Das war der erste Tag, an dem ich merkte, solche erfolgreichen Leute nehmen mich ernst.“ Auf Wunsch von Luise Albertz

fährt er Mimi Thoma abends zum WDR nach Köln.

Das Jahr 1967 bringt eine weitere einschneidende Wende in den Lebensweg des damals jungen, heute nicht mehr ganz so jungen Sozialdemokraten, der sich immer als rechter – „Was auch immer Du darunter verstehen magst“ – als konservativer SPDler sieht: Im Nahen Osten tobt der Sechs-Tage-Krieg. In Oberhausen will man ein Friedensdorf ins Leben rufen, für die Opfer dieses Krieges, für die Kinder.

Dieter ist dabei, als Pfarrer Fritz Berghaus mit sozial und menschlich gestimmten Genossinnen und Genossen einer anständigen Gesinnung zur Gründung eines Friedensdorfes aufruft: „Wir wollten nur verletzte Kinder aus dem Kriesegebiet rausholen, aber das funktionierte so nicht.“ Und die Initiatoren sehen den schon Jahre länger wütenden Vietnam-Krieg, stoßen auf die Bereitschaft der HOAG, ein Grundstück zur Verfügung zu stellen, keiner spingt ab, Luise Albertz wächst zur Gallionsfigur des Friedensdorfes: „Es hat doch Sinn gemacht, dafür auf die Straße zu gehen, wir haben an die Bereitschaft von Firmen und Bürgern appelliert und sie auch in Anspruch genommen.“

Am 25. Oktober 1968 wird das Friedensdorf offiziell übergeben, gut drei Wochen später organisieren die „Falken“ in der neuen Sporthalle, der heutigen Willy-Jürissen-Halle, ein Benefiz-Fußballspiel zugunsten des Dorfes. „Prominenz am Leder“, für die WDR-Mannschaft kicken unter anderem Ernst Huberty, Adolf Furler und Kurt Postel, auch Hansjörg Felmy, der Zeichner Pit Flick, die Schalker Legende Berni Klodt und Ex-Box-Europameister Erich Schöppner.

Für Oberhausen sind damals der SPD-Landtagsabgeordnete Dr. Heinz Nehrling, Kulturdezernent Hilmar Hoffmann und die beiden ehemaligen „Rot-Weißen“ Willi („Willa“) Demski und Werner Günther am Ball. Prominenz aber auch am Mikrophon, in den Pausen singen Ralf Bendix und Heino. Die Zusammenarbeit zwischen Dieter Mauritz und Heino hatte vor wenigen Tagen erst begonnen.

In einem Kölner Aufnahmestudio lernt er ihn kennen. Dort hält Dieter sich mit dem Gewinner eines „Falken“-Preisausschreibens auf, der 1. Preis war, wie öfter schon, die Begegnung mit einem Prominenten und dieser Prominente war diesmal Ralf Bendix. Auch Heino, der damals in diversen Trios spielt, ist im Studio, die Stimmung ist nicht besonders. „Alles, was wir hier machen, hat doch keinen Sinn“, meint Bendix, die Anstalten spielen unsere Platten doch sowieso nicht mehr. 1969 sollten wir eine andere Partei wählen. „Mit wem wollen Sie denn reden?“, fragt Dieter den Sänger. „Mit Kühn, der ist doch Vorsitzender des WDR Rundfunkrates.“ Mauritz arrangiert ein Treffen in der Staatskanzlei in Düsseldorf und der Ministerpräsident räumt ein, daß er sich über diese Sorgen der deutschen Schlagersänger nie so recht Gedanken gemacht habe.

Dieter, der nie mit nach Vietnam – „Ich kann nicht mal Englisch, nehmt doch lieber einen Arzt mit“ – geflogen ist, begeistert immer wieder Prominente für das Friedensdorf. Udo Jürgens singt auf seinen Wunsch bei einem Konzert in der Stadthalle „Ich glaube, viele vietnamesische Kinder sind im Publikum.“ Bata Illic und Dieter Thomas Heck kommen, selbst Heinz Kühn lotst er von einem of-

fiziellen Oberhausener Termin ins Friedensdorf. Viele prominente Politiker und Künstler waren zu diesem Zeitpunkt schon im Friedensdorf gewesen, nur der nordrhein-westfälische Ministerpräsident noch nicht. Nach einer Veranstaltung im Schloß will Luise Albertz den Ministerpräsidenten zum



Essen entführen, doch der zeigt auf Mauritz: „Ich habe ihm versprochen, das Friedensdorf zu besuchen.“ Die Oberbürgermeisterin muß klein begeben.

Dieter wird Bezirkssekretär der „Falken“ mit Büro in Düsseldorf, Kontakte zu Politikern und Künstlern wurden immer mehr, er bemüht sich darum, in Oberhausen Parteisekretär der SPD zu werden, scheitert, „am Ende vieler Diskussionen stand nur noch der Mann von Heide Kamps hinter mir. Viele fielen, wie man es kennt, um.“ Zu diesem Zeitpunkt hat Dieter schon reichlich Erfah-

rung im „ehrenamtlichen“ Künstler-Management, und lange schon wird er von Ralf Bendix bedrängt, vollends in die Branche zu wechseln. Dieter kontert immer wieder damit: „Leute wie Sie, die für so wenig Arbeit so viel Geld verdienen, die bekämpfen wir eigentlich.“ 1973 schafft Bendix, der Heino – „Er sieht nicht gut aus, aber er hat eine Riesenstimme“ – entdeckte, es dann doch, Mauritz ob der verpatzten Parteisekretärskarriere zur EMI-Electrola nach Köln zu holen.

In seiner neuen Funktion muß er auch zu den Funkausstellungen nach Berlin. Als er zum ersten Mal dort ist, sieht ihn Klaus Schütz, zu der Zeit Regierender Bürgermeister von Berlin, der die Ausstellung eröffnete. Die beiden kannten sich schon aus Mauritz' „Falken“-Jahren. „Was machst Du denn hier?“ „Ich habe die Fronten gewechselt.“ 13 Jahre wird Mauritz bei EMI Electrola bleiben, den Grundstein, wie er selbst sagt, für seine Altersversorgung legen. Gedanken, mal zu wechseln, verwirft er wieder, Bendix meint nur lapidar: „Anderwo werden Sie sowieso nicht mehr glücklich.“

Häufig ist er fortan auch in der DDR, aus einer Beziehung in dieser Zeit hat er dort eine Tochter, er fliegt auch mal raus, wird überwacht, einmal nehmen die Vopos das ganze Auto auseinander und finden natürlich ein paar Sachen, die er nicht mit in den Osten nehmen darf. „Wenn ich das zu Haus erzähle, werden die lachen“, meint Mauritz zu den Volkspolizisten. „Wer sind die?“ „Frank Schoebel, Peter Schreier, Veronika Fischer. Die sind doch alle in unserer Firma.“ DDR-Künstler, die regelmäßig auch im Westen gastieren. „Wie sind die denn?“, wollen die

Vopos wissen. „So, wie wir sie behandeln.“ Da haben sie mein Auto schnell wieder zusammengebaut, aber die Sachen durfte ich bei der Einreise in die DDR natürlich nicht mitnehmen, bekam sie bei der Ausreise aber vollständig zurück.

1986 macht er sich selbständig, zunächst als Künstlermanager für die Bundesanstalt für Arbeit, seit gut acht Jahren ist er völlig selbständig. 1989 war das Monopol der Bundesanstalt für Arbeit für Arbeitsvermittlung weggefallen, „jetzt kann jedes A... das machen. Ich habe aber immer gewonnen, wenn ich bei einem Kunden persönlich vorstellig geworden bin, selten bin ich ohne Auftrag weggegangen.“ Aber zu seinen Referenzen gehören und gehören ja auch Leute wie Rudolf Schock, den er in Zürich kennengelernt hat, oder Hans Rosenthal, und natürlich der „Bendix-Clan“, wie Mauritz schmunzelnd die Künstlerinnen und Künstler um Bendix nennt. Und diesem Clan ist er immer treu geblieben, „ich bin keiner, der ständig wechselt.“ Mit Howard Carpendale hatte er mal ein langes Gespräch in Luxemburg, für etwas mehr Geld und ein größeres Auto. Keine Chance.

Dieter schließt Verträge ab, arrangiert Auftritte seiner „Schützlinge“, vermittelt aber auch Alleinunterhalter, mal einen Zauberer, mal einen Jongleur. Steinreich, nein, das sei er dabei nicht geworden, bei 500 Mark Gage für die weniger Bekannten bleibt für den Manager nicht viel übrig, aber an den Großen, gibt er zu, kann er schon ganz gut verdienen: „Mit 56 kann ich sagen: Ich habe immer eine Mark mehr in der Tasche als ich brauche.“ Aber Ende der 40er Jahre, beim Wiederaufbau, da habe er auch schon Steine für den Bau ge-

kloppt (für die heutige Gaststätte „Heideblümchen“ an der Vestischen Straße), einen halben Pfennig gab's pro Stein. Und er achte immer fein darauf, daß er niemanden benutze, allenfalls, das ist die Sache mit dem sozialen Tic, schon mal ausnutze.

Inzwischen haben wir den Standort gewechselt, ein paar Wochen später, einer der wenigen schönen November-Tage im eher grauen Herbst 1998, sitzen wir im feinen Ruhrorter Restaurant hoch über der Mündung der Ruhr in den Rhein, ein Bild, wie es ein Maler nicht erfinden kann, exzellente



Seezunge im „La Vigie“, KöPi, aus der Anlage erklingt Franz Grothes „Lied der Nachtigall“, ein zauberhafter Koloratursopran. „Erika Köth?“ „Nein.“ „Rita Streich?“ „Nein.“ „Wer denn?“ „Bettina Bentgens.“ Fragezeichen auf meiner Stirn. Die Töchter des Patrons vom La Vigie.

Und jetzt geht's ans Erzählen von Dönekes, von denen nur ein Teil geschrieben werden darf. Wenn Dieter Mauritz aus dem Nähkästchen plaudert, dann achtet er sehr sorgfältig darauf, daß niemand durch journalistische Nadelstiche verletzt wird. Aber daß er mit der Sängerin Gitte nach deren Konzert in einer Alstadener Disco im Oberhausener Vorort nirgendwo mehr was zu essen auftreiben konnte, bei Hermann Kuss in der „Theke“ landete und von dem Wirt mitten in der Nacht mit trockenem Brot und Salz aus der Stadthallenküche versorgt wurde, muß nicht verschwiegen werden.

Auch nicht, daß er mal mit Ralf Bendix im Auto unterwegs war, um Gisela Schlüter und deren Lebensgefährten Hans Hubberten zu besuchen. Plötzlich meinte Beifahrer Bendix – übrigens eine Rarität, Bendix traut kaum einem Autofahrer und steuert eigentlich immer selbst – zu Dieter: „Fahren Sie an der nächsten Raststätte runter.“ „Aber Frau Schlüter hat doch gekocht.“ „Sie glauben doch wohl nicht, daß die kochen kann?“ Und Dieter fährt ab, Bendix bestellt zwei Essen. Schließlich kommen sie bei Schlüter an. Bendix zu Hubberten: „Hans, mir ist furchtbar schlecht, ich hab' Probleme mit dem Magen, aber der Mauritz ist noch jung, der kann für mich mitessen.“ In dem Augenblick, gesteht Dieter noch heute, hätte er Bendix am liebsten erwürgt: „Abends im Hotel habe ich nur noch gehofft, daß alles wieder rauskommt.“

Aber auch für Bendix waren die Folgen dieses Tages alles andere als erfreulich. Schlüter und Hubberten waren begeisterte Astrologen und rechneten für Bendix aus, was im nächsten Jahr auf ihn zukommen würde. Die Sterne stehen gut, war

das Ergebnis der Hobbyforscher. „Das Gegenteil war der Fall. Im nächsten Jahr starb die Schwiegermutter von Bendix und er hatte eine schwierige Steuerprüfung. Auch mir wollten die beiden einen Gefallen tun. Ich sei ja ein ganz anderer, als ich mich gebe, meinten sie, ich würde E-Musik viel mehr schätzen als U-Musik. Und dann sei da noch eine Tochter, und sie sähen noch etwas, was sie mir aber erst sagen wollten, wenn wir eine Flasche Whisky geleert hätten. Ich war schon recht erstaunt. In der Tat hat Musik für mich nicht unbedingt etwas mit lauten Tönen zu tun. eine Tochter, von der die beiden nichts wissen konnten, habe ich auch.“

Aber Dieter Mauritz freut sich auch über viele Grüße von „Maria und Addi, Deinen Reserve-Eltern“, „von Deiner großen Schwester Margot“, und er erinnert sich mit besonderer Freude an den 19. Dezember 1969. Damals war wieder ein Weihnachtsbesuch der „Falken“ angesagt, bei der 98jährigen Sophie Lobüscher, der damals ältesten Bürgerin der Stadt. Dieter bringt Heino mit, und der singt zur Gitarre das „Ave Maria“. Ganz andächtig lauscht die alte Dame, und nach dem letzten Ton sagt sie in die Stille: „Amen.“ Bewegende Erinnerungen wie auch die an Kenneth Spencer, jenen wunderbaren farbigen Sänger, der in Oberhausen als Sarastro in der „Zauberflöte“ gastierte. Im Theaterrestaurant versprach er, auf der Feier zum 1. Mai 1964 in Oberhausen zu singen. Dazu kam es nicht mehr, Kenneth Spencer kam am 25. Februar 1964 bei einem Flugzeugabsturz ums Leben.

Für Ralf Bendix, der sich fürchtbar schlecht Namen merken kann, muß Dieter sie immer besonders

laut ansagen. Und dann geht Bendix auf den Menschen zu und begrüßt ihn im branchenüblichen Jargon: „Herr Schmitz, wir haben uns aber lange nicht gesehen.“ Und dann regt sich Dieter mal eben über einen Bericht in einer großen TV-Zeitung auf, Hannelore Auer, Heinos Frau, wird da als Nervensäge bezeichnet. „Hannelore, es ist Chaos“, habe er ihr am Telefon gesagt, „aber ich habe damit



nichts zu tun“. Gleichwohl gesteht Dieter, daß er gelegentlich schon mal scherzt: „Wo die SPD ist, ist Chaos, wo Hannelore ist, ist Chaos, aber sie kann nicht überall sein.“ Ein Riesenkumpel sei sie, bedingungslos treu, aber auch Heino sage schon mal über seine Frau, danach gefragt, wie man sie ruhig bekommen könne: „Gar nicht.“

Über Geld spricht Dieter nicht gern, er ist gleichwohl in Geldangelegenheiten höchst penibel,

muß es wohl sein, es gebe auch Künstler, die nicht begreifen, was bei Provisionsabrechnungen Pfennigbeträge sollen. Dann erkläre er denen die Sache mit der Mehrwertsteuer, „und dann werden Blinde sehend“. Und einmal hat er vor einer großen TV-Sendung in der Kantine seine Tasche liegen lassen, enorm viel Kohle drin. Kreidlebleich hetzt er durch mehrere Hallen zurück in die Kantine und hört dort eine Stimme: „Suchen Sie das?“ Ausgerechnet Evelyn Künneke, die so schlecht sieht, hatte seine Tasche gesichert.

Als eine seiner Unarten bezeichnet Mauritz, daß er penetrant, schulmeisternd sein kann. Einmal, bei einer Hans-Rosenthal-Veranstaltung in Hof, sah er, daß ein Künstler soeben im Begriff war, mit offener Hose auf die Bühne zu gehen. Aufstehen, hingehen, Dieter packt ihn an: „Herr Stankowski, Sie haben die Hose auf. Nachher hat er sich bei mir bedankt, und Jahre später, als ich mit Heino mal im Theater des Westens in einer Don-Quixote-Vorstellung war, in der er mitspielte, erinnerte er sich noch an die Geschichte.“

1974 sitzt er mal in Unterföhring im Tele-Hotel mit Heino beim Essen. Als Dieter seinen halbvollen Teller wegschiebt, hört er eine Stimme: „Essen Sie das nicht mehr?“ „Nein.“ „Kann ich das weiteressen?“ „Ja“, Dieter ist platt, „dann hole ich Ihnen aber ein neues Besteck.“ „Nicht nötig, ich nehme Ihres.“ „Dann hole ich Ihnen aber ein Pils, damit es nicht so trocken ist.“ Und dann hat der Mann gegessen, „erst am anderen Tag im Studio habe ich festgestellt, daß es der Schnellzeichner Oscar war. Der hatte nur einen Gag machen wollen und war von meiner Reaktion so angetan, daß er mich

nach der Sendung auf seinem Holzimmer porträtiert hat, auf das Werk bin ich heute noch stolz, das hängt in meiner Wohnung.“

Mit Rudolf Schock verband Dieter bis zu dessen Tod am 12. November 1986 eine enge Freundschaft. Kennengelernt hatte er ihn, wie gesagt, in Zürich, bei der Aufzeichnung zur Sendung „Der doppelte Engel“. Mehrfach fragte Schock in den Pausen nach, woher er, Mauritz, denn komme. „Aus Oberhausen.“ Nein, wo er geboren sei, „in Dirschau bei Danzig.“ „Erst viel später habe ich erfahren, daß sein Vater in Nieder-Sommerkau bei Dirschau geboren wurde.“

Mit Eiern ist er auch schon mal beworfen worden, die einem Künstler galten, „der aber schneller war als ich und sich darüber auch noch köstlich amüsierte, daß meine Kleidung hin war und auch am Auto der Eiermatsch in gleißender Sonne festpappte.“ Nicht das einzige Eier-Erlebnis. Ein Sänger gastiert, es ist schon einige etliche Jahre her, zu den Ostertagen in einer Disco auf dem Berliner Ku'damm. In die Stille seines Vortrages eine Stimme: ..., „ich gebe Dir meine Ostereier, wenn Du aufhörst.“ Für ihn, so Mauritz, sei die Sache seinerzeit sehr peinlich gewesen.

Mit Loki Schmidt, der Frau des damals amtierenden Bundeskanzlers, fuhr man mal gemeinsam zu den Narzissenfeldern nach Belgien. Maria Hellwig, Heino und viele andere mit dabei. Heino witzelte darüber, daß sich Frau Schmidt erbeten hatte, mit ihr im Bus nicht über Politik zu sprechen, nicht merkend, daß diese bereits hinter ihm saß.

„Ich habe dann sehr wohl mit ihr über Politik gesprochen, Ausgangspunkt war ein Sonderheft über die

Beerdigung von Erich Ollenhauer im Jahr 1963 und da unter anderem ein Bild, auf dem neben ihrem Mann auch ich drauf war. Zum Ende der Aktion saßen wir noch in einem Café zusammen und ich bezahlte ihren Kaffee mit.“ Darauf meinte Loki Schmidt, wenn sie das gewußt hätte, hätte sie auch noch ein Stück Kuchen gegessen. Später wurde Dieter dann von einem Sicherheitsbeamten um seine Adresse gebeten, und



ein paar Tage später erhielt er ein von ihr signiertes Buch und einen von ihr mit Blumen gestalteten Teller, inclusive Widmung.

Mit Heino, dieser Name kehrt immer wieder, weil Heino über Mauritz auch ständig in Oberhausen aufgetreten ist und die beiden gewiß ganz dicke Freunde sind, besuchte er im Berliner Reichstag die Ausstellung „100 Jahre Deutsche Geschichte“. Eine Gruppe Punks bereitete den beiden Unbe-

hagen. Und dann kamen die Punks: „Entschuldigen Sie bitte, Herr Heino, können wir ein Autogramm bekommen?“ Am Brandenburger Tor war er mit Heino, Vopos verfolgten die beiden mit Ferngläsern: „Ich bat Heino, in keiner Form zu reagieren. Plötzlich Heino-Rufe, Pfeifen und Winken der Vopos. Da hat Heino zurückgewinkt.“

Daß er lange keinen richtigen Urlaub mehr hat machen können, das bedauert Dieter Mauritz, der querbeet liest, gern fotografiert und filmt, endlos lange spazieren gehen kann, wenn er hier ist, am liebsten am Rhein, das bedauert er, das mit dem fehlenden Urlaub. Vor etlichen Jahren, 1980, hat er mal eine vierwöchige USA-Reise gemacht. In Colorado ging es hoch zu Roß in die Berge. Irgendwann gab es ein Picknick und irgendeiner spielte auf dem Akkordeon eine Heino-Hitparade, um den „Touristen“ eine Freude zu machen.

Mit drei Tschechen war er 1968 in Berlin, just an dem Tag, an dem der Prager Frühling niedergewalzt wurde. Die drei waren Udo Jürgens-Fans. Und Dieter trifft den Sänger, während die Tschechen im Hotel waren, zufällig auf dem Ku'damm, spricht ihn an. Wenn es nicht zu lange dauere, werde er in einer Kneipe in der Nähe warten. Das mochte Dieter nicht glauben. Als er mit den Tschechen in die Kneipe kam, saß Udo Jürgens tatsächlich noch da, die drei waren von den Socken.

Viel Schönes habe er erlebt, viele schöne Ecken durch seinen Beruf kennengelernt, „aber Oberhausen ist für mich eine besonders tolle Stadt. Ruckzuck bist Du mit dem Fahrrad im Norden und kannst stundenlang durch die Wälder spazierengehen, die Seele baumeln

lassen.“ Stolz ist er auf seinen Nefen Thorsten, „ich bin froh, daß es ihn gibt (Dieters Bruder starb im gleichen Jahr wie die Mutter), wir sind beide Fisch vom Sternzeichen, kommen gut miteinander klar, er ist für mich da, wenn ich seine Hilfe brauche.“ Wie vor ein paar Tagen erst, als Dieter, der meint, nie krank werden zu können, von einer heftigen Bronchitis lahmgelegt wird. Beim Essen sitzt er mit seinem Nefen zusammen, bekommt keine Luft mehr, und Thorsten nötigt seinen Onkel ganz „freiwillig unfreiwillig“ zum Arzt zu gehen.

Und Dieter ist froh, daß es für ihn Freunde gibt, „mit denen man reden kann“.

Aber die pflegt er auch. Zur Witwe des Kammersängers Heinz Hoppe, den stillen Star kannte er ebenfalls sehr gut, hat er heute noch engen Kontakt, zu Claudia Hoppe, Tochter Xenia behandelt ihn fast wie einen Vater. Von Hoppe einem sehr zurückhaltenden Menschen, hat er einen Brief: „Wir Westfalen müssen zusammenhalten.“ Auch zur Witwe von Rudolf Schock hat er noch ein sehr gutes Verhältnis, von Fred Bertelmann – „Leute wie Du sollten nicht sterben“ – bekam er eine goldene Kette geschenkt, die er seither als Talisman am Hals trägt. Rene Carol hat er mal in einer Disco am Postweg getroffen, wo der Sänger auftrat. Anschließend haben sie in der „Postkutsche“ noch ein Bier getrunken und Carol fragte, ob das Gerücht stimmen würde, daß er für Heino Gesangsvorbild sei. Das konnte Dieter nur bestätigen, zumal Heino

Carol hervorragend parodieren kann: „Da war er unheimlich stolz.“

Auch auf die Ehrensensorenenschaft bei den Styrumer Löwen ist Mauritz stolz, er ist eh ein geselliger Mensch, der gerne fein (nur keinen dicken Reis und kein Lamm), aber mindestens genauso gern deftig isst, am liebsten Graupensuppe nach dem Rezept seiner

Ja, vor allem auch Ralf Bendix habe er viel zu verdanken. Was er denn an Menschen leiden, was er nicht leiden könne? „Soll ich jetzt Wahrheit und Unwahrhaftigkeit sagen, das ist doch abgedroschen. Was zusammenpaßt, findet zusammen, was nicht, das nicht.“ So geht er gern ins Osterfelder „Heideblümchen“ ein Bier trinken, wo noch Malocher an der Theke ste-



*„Klein-Dieter“ drückt
im Dezember 1949
die Schulbank der Kantschule*

Mutter, das die Hellwigs sogar in ein von ihnen herausgegebenes Kochbuch aufgenommen haben. Er trinkt gern ein gutes Pils, zu Hause mal einen Whisky-Cola. Mit Rene Kollo hat er aus einem Schnapsglas getrunken. Jobs macht er oft ohne formale Verträge im Vorfeld, „wir wissen inzwischen, was wir voneinander zu halten haben“.

hen, isst im „Uerige Treff“, wo nach Muttern gekocht wird. Ja, er habe viel Glück gehabt im Leben: „Aber Glück ist, wenn man sein Glück nicht nur dem Glück verdankt.“ Sagt's, und nimmt einen Schluck Köpi, während die Sonne in der Rhein-Ruhr-Mündung versinkt.

KLEINE FISCHER MIT BISS LIEGEN IM TREND

Die Piranhas: Oberhausens erste Inlinehockey-Abteilung

CARSTEN OBERSTE-KLEINBECK

Am Anfang war die Rolle – und nicht das Rad, Rollschuhe, Rollerskates, Rollerblades, Skateboards, aber auch Omis Zwiebelporsche sowie die myriadenfach geklonten Einkaufswagen unserer Konsumtempel und nicht zuletzt die rollenden Sessel all der kleinen und großen Chefs – sie alle gehören fraglos zu den wichtigen „Roll-Erfindungen“ des 20. Jahrhunderts. Dies zeigt, daß nicht allein der Traum vom Fliegen die Phantasie des Menschen beflügelte, um Erstaunliches, aber gewiß auch Hilfreiches zu erfinden.

Die feinste Form, sozusagen die Hochtechnologie der rollenden Fortbewegung mit Muskelkraft ist mittlerweile das Inlineskating. Vor einigen Jahren noch als irrwitzige Trendsportart aus „Ami-Land“ von vielen Zeitgenossen kritisch beäugt, ist das Inlineskating inzwischen auf dem besten Weg, in den Kanon deutscher Folklore aufgenommen zu werden. Es boomt:

Söhnchen schnallt die berollten Schuhe nur noch zum Schlafen ab; Mutti besorgt die Einkäufe bei Aldi skatend und Vati läßt morgens den Benz in der Garage, um vor seinen Kollegen im Büro mit den neusten „Inlinern“ zu prahlen. Unlängst wurden in einigen deutschen Städten an neuralgischen Punkten bereits amtliche Verbotsschilder aufgestellt: Der Siegeszug des Inlineskatings ist damit gewissermaßen verbrieft.

Des Menschen Eigenart, in eigentlich Nützlichem stets auch etwas Spielerisches zu sehen, machte auch vor dem Inlineskating nicht halt: War es zunächst noch ein Trainingsmittel für Ski-Lang- und Eisschnellläufer, dann ein Fortbewegungsmittel für jedermann und später ein Funsportgerät für waghalsige Teens und Twens, der Weg zu einem Sportspiel auf acht Rollen war danach nicht mehr weit: dem Inlineskate-Hockey – oder kurz: Inlinehockey.

Vor knapp drei Jahren machten auch in Oberhausen Inlinehockey-Spieler die ersten Gehversuche: unorganisiert, sporadisch, improvisiert. Man verabredete sich nachmittags zu einem kleinen Match in Hinterhöfen oder auf Parkplätzen.

Primitiv die Ausrüstung, rudimentär die Regeln. Ein paar alte Hockeyschläger und Knieschützer für Stürmer und Verteidiger, ein altersschwacher Baseball-Fanghandschuh für den Torwart – und das Spiel konnte beginnen. Den Pfiff eines Schiedsrichters ersetzte noch die gemeinschaftliche Diskussion. Foul oder nicht, das Problem wurde demokratisch gelöst. Demokratisch ist das Inlinehockey auch heute noch: Nicht die Frage, ob Männlein oder Weiblein, ob groß oder klein, hübsch oder häßlich, entscheidet, wer mitmachen darf, vielmehr wie gut die Kunst beherrscht wird, auf acht Rollen mit Ball, Stock und Gegner umzugehen.

Überdies: Inlinehockey ist nichts für Zartbesaitete, kaum zu vergleichen mit dem altfränkischen Rollhockey, das – nomen est omen – recht gemütlich „dahergerollt“ kommt. Inlinehockey ist Eishockey ohne Eis, ein behendes und gleichsam ästhetisches Gleiten über Asphalt oder Parkett. Ein rasantes, körperbetontes Spiel, das Emotionen entfacht und eine gesunde Aggressivität voraussetzt. Was nimmt es wunder, daß auch die Oberhausener „Inliner“ in jeder freien Minute mit einem Hockeyschläger enthusiastisch einen kleinen orangen Ball traktieren.

Schnell hatte der Spaß nunmehr Methode: Mit den Nachbarjungs von der Düppelstraße, Weseler Straße oder Bebelstraße wurden die Schläger gekreuzt, erste Spiele

vereinbart. Der Schritt zum organisierten Sport, zur Vereinsgründung war dann nicht mehr weit. Und andernorts war man schon weiter: Ein erster Ligaspielbetrieb hatte sich im Deutschen Rollhockey-Bund etabliert. Aus dem Trendsport mit einer kurzen Halbwertszeit wurde allmählich eine ernstzunehmende Mannschaftssportart.

Lehrgeld bezahlt

Ende 1996 gründeten eine Handvoll Inlinehockey-Spieler die „Piranhas Oberhausen“. Die erste Inlinehockey-Abteilung der Gasometerstadt fand unter dem Dach des Großvereins SC Buschhausen 12 ein sportliches Zuhause. Die Wahl des Vereinsnamens hatte indessen etwas Prophetisches: Zwar sind die Oberhausener Piranhas fürwahr nicht so gefräßig wie ihr gefährlicher Namenspatron vom Amazonas, dafür vermehren sie sich aber ebenso rapide wie die kleinen brasilianischen Raubfische. Zwei Seniorenmannschaften, eine Schülermannschaft sowie ein Damenteam schickt der Verein mittlerweile ins Rennen. In ihrer ersten Saison in den Regionalligen zahlten die bunt zusammengewürfelten Mannschaften der Piranhas zunächst freilich noch jede Menge Lehrgeld. Trotz bisweilen demoralisierend hoher Niederlagen: sie steckten nicht auf. Mit Hilfe von „Korsettstangen“, ehemaligen Eishockeyspielern, feilten sie unverdrossen an ihrem Spielsystem und voilà: Die ersten Erfolge ließen nicht lange auf sich warten: In der nächsten Saison darf sich die Konkurrenz auf einiges gefaßt machen. Stolz sind die Piranhas vor allem auf ihre Schülermannschaft, der in den ersten Spielen die Bälle nur so um die Ohren flogen, doch in der Rückrunde bot die Mannschaft von Trainer Frank Günther dann

selbst den stärksten Teams die Stirn. Unterstützung erhielten die jüngsten Piranhas von Eltern, Freunden und Klassenkameraden: Verfolgen nicht selten über 500 Zuschauer die Heimspiele in der Willy-Jürissen-Halle, so wird das Nachwuchsteam zu Auswärtsspielen stets von einem knapp 100köpfigen Fan-Tross begleitet.

Für Nils Schäferling ist Inlinehockey die Sportart schlechthin. Der 14jährige Kapitän des Schülerteams ist einer der „Männer der ersten Stunde“. Sicher, er würde auch Eishockey spielen, im Winter zumindest, gäbe es denn in Oberhausen einen Klub mit einer Jugendabteilung. Die „Revier Löwen“ sind für die meisten seiner Mannschaftskollegen dennoch die

reits ähnlich lässig wie die DEL-Profis in der Arena, klopfen ihren Schläger genauso rhythmisch aufs imaginäre Eis, wenn sie ein Zuspiel fordern, und verziehen keine Miene, wenn sie nach einem Bodycheck in der Box zum Eisbeutel greifen. Inliner-Herz kennt kein Schmerz.

Nils und seine Freunde haben allerdings ein Problem: Sie können nur einmal in der Woche gemeinsam trainieren – samstags in der Sporthalle Biefang – und müssen sich wochentags stets in der freien Wildbahn ein „Gehege“ suchen. Eines ist übrigens im Kaisergarten, nicht das Revier der Hängebauschweine, sondern die neue Trendsportanlage „open airea“. Doch die ist oftmals ausgebucht.



Wer einmal gegen die Kölner Haie auf dem Eis stehen will, muß fleißig trainieren

großen Vorbilder: Einmal gegen die Kölner Haie auf dem Eis der Arena stehen – der Traum vieler kleiner Piranhas. Dort würden sie jetzt schon eine gute Figur machen: Denn vor einem Bully drehen die jüngsten ihre Kringle be-

Auch die anderen Mannschaften der Piranhas können nur auf Sparflamme trainieren. Neue Spielerinnen und Spieler kann die Abtei-



Gespannt verfolgen die kleinen Piranhas die Aktionen ihrer Teamkollegen

Jahre nach Erfindung des Fußballspiels plötzlich jedes x-beliebige Kuhdorf mit einem Sportplatz prahlte?

Eines Tages olympisch?

Oberhausen könnte zu einer Hochburg des Inlinehockey werden. Könnte – der Konjunktiv beschränkt noch das Handeln. Das neue Jahrtausend verheißt große Veränderungen in Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur – fraglos auch im Sport. Zwar ist nicht damit zu rechnen, daß das Inlinehockey König Fußball vom Thron stößt, oder dem altbewährten Eishockey den Rang ablaufen wird - die Faszination, die der Trendsport auf acht Rollen jedoch auf die Heranwachsenden ausübt, kann man allein bei einem Besuch des Trendsportparks „open airea“ im Kaisergarten erahnen. Inlinehockey eines Tages olympisch? Gut möglich.

Oberhausen hat in seiner Geschichte oftmals eine Vorreiterrolle in der ökonomischen Modernisierung übernommen. Strukturwandel beschränkt sich indes nicht allein auf die Wirtschaft.

Trainer und Schiedsrichter in einer Person: Frank Günther beim „Bully“

lung inzwischen nicht mehr aufnehmen. Kurz: die possierlichen Tierchen suchen derzeit ein größeres Heim – respektive längere Trai-

ningszeiten. Die werden kurzfristig sicherlich nicht zu finden sein, mittelfristig wird sich aber gewiß auch das Inlinehockey etablieren. Beispiele gibt es in der Sportgeschichte zuhauf: Oder kann jemand erklären, warum wenige

PAUL REUSCH 1942: „WERDE OBER- HAUSEN NICHT WIEDERSEHEN“

*GHH-Generaldirektoren
saßen im Stadtparlament*

DIETRICH BEHREND

Die MAN GHH hat ihre Fahnen an der oberen Bahnhofstraße eingezogen, das Nachfolgeunternehmen der GHH Sterkrade gibt es nicht mehr. Die einzelnen Produktionsbereiche wurden entweder aufgehoben oder ausgegliedert, anderen Konzerngesellschaften zugeordnet oder werden in Form rechtlich selbständiger Gesellschaften weitergeführt. Auf historischem Boden, wo Hüttenmeister Eberhard Pfandhöfer 1782 mit der Hütte Neue Höffnung eine der drei Stammhütten des späteren GHH-Konzerns gründete, haben Abbrucharbeiter ganze Arbeit geleistet, teilweise noch aus dem 19. Jahrhundert stammende Werkshallen niedergerissen. Das geschah wenige hundert Meter von den Gräbern der Industriepioniere Gottlob Jacobi, Heinrich Huysen sowie Wilhelm und Carl Lueg auf dem evangelischen Friedhof an der Steinbrinkstraße entfernt. Mit dem Werk I wurde ein Teil des Le-

benswerks dieser Männer plattgemacht.

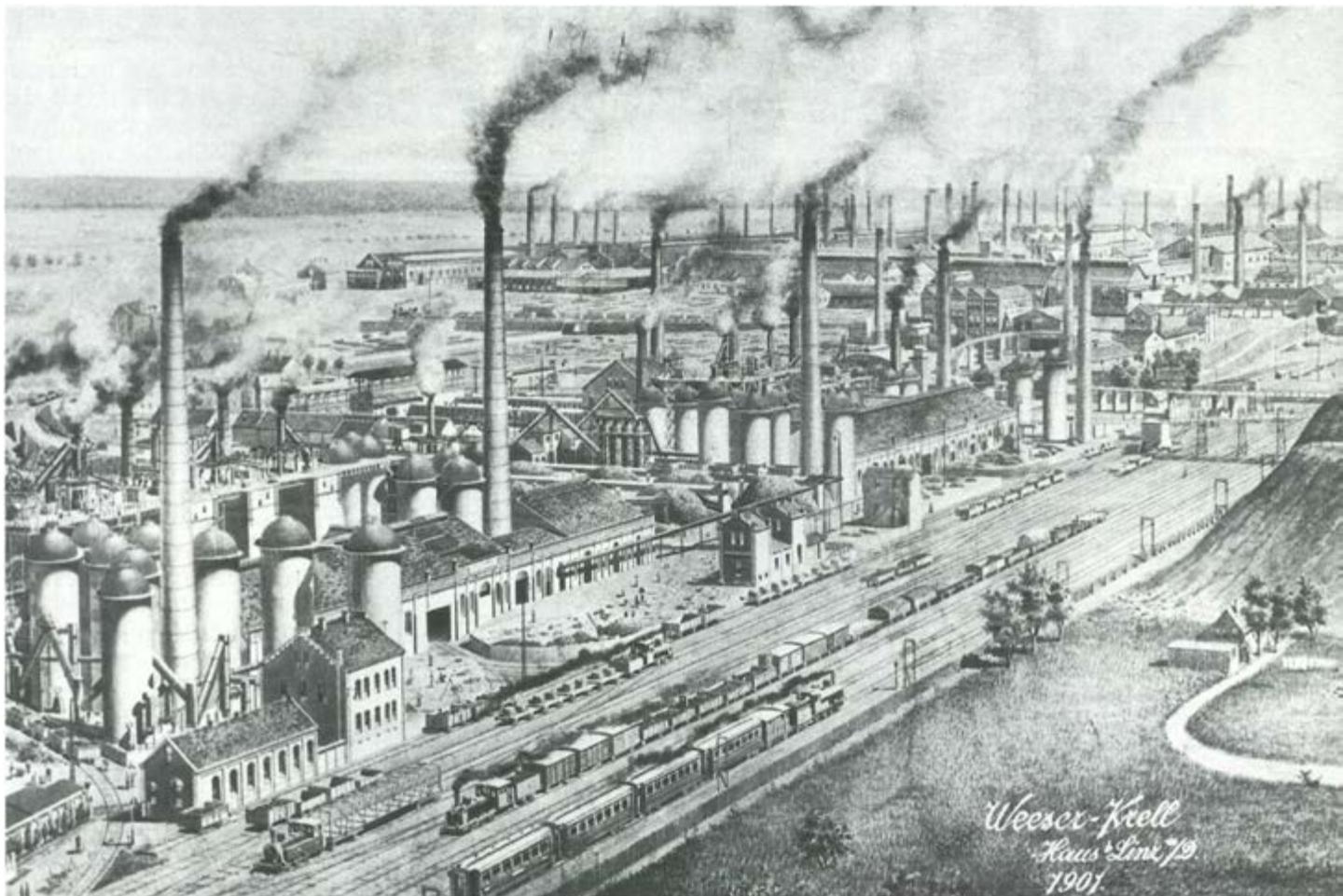
Auf dem bereits Anfang der 80er Jahre geräumten Werksgelände zwischen Bahnhof- und Eichelkampstraße entsteht das Hirsch-Einkaufszentrum. Nach den Vorstellungen der Stadt sollen auf GHH-Gelände in Sterkrade Mitte 300 bis 400 Wohnungen gebaut werden. Das in den 50er Jahren um einen achtgeschossigen Anbau erweiterte GHH-Verwaltungsgebäude am Kleinen Markt steht zur Disposition. Die Stadt möchte hier ein Technisches Rathaus für bis zu 900 Mitarbeiter einrichten und dadurch einen Beitrag zur Belebung der Sterkrader Innenstadt leisten. Wie die Presse Ende September 1998 berichtete, haben sich die Verantwortlichen von MAN und Stadt im Grundsatz über den Umbau des Gebäudes geeinigt. Zunächst einmal wurde am Gebäude das MAN GHH Logo durch „GHH Borsig“ ersetzt. Die GHH Borsig

Turbomaschinen GmbH, seit dem 1. Juli 1997 eine erfolgreich im Werk III produzierende Tochtergesellschaft der MAN Technologie AG in München mit einem Umsatz von rund 600 Mio. DM und 1100 Mitarbeitern in Sterkrade (500 in Berlin), gehört zu dem bescheidenen Rest, der in unserer Stadt vom einstigen Oberhausener GHH-Konzern, heute MAN München, übriggeblieben ist.

„Ein Stück Ruhrtradition ist bald Vergangenheit“, schrieb 1997 Pressesprecherin Konstanze Buhl – sie räumt ihr Zimmer im Haus an der oberen Bahnhofstraße Ende 1998 – in der letzten Ausgabe der Werkzeitschrift. Seit dem 30. Juni 1998, mit Ablauf des Geschäftsjahres 1997/98 der MAN GHH, ist es Vergangenheit. Anlaß genug, an 240 Jahre GHH- und damit auch Oberhausener Industriegeschichte, davon 216 Jahre am Standort Sterkrade, zu erinnern, ein umfangreiches Thema, das in zwei Teilen behandelt wird. Der erste Teil umfaßt den Zeitraum bis Ende des Zweiten Weltkrieges, der zweite folgt in der nächsten Jahrbuchausgabe.

Wald und Heide

Die Geschichte der GHH ist auf weiten Strecken auch die Geschichte Oberhausens. Zum Jubiläum 75 Jahre Stadt Oberhausen 1949 schrieb GHH-Vorstandsvorsitzender Dr. Hermann Reusch: „Wald und Heide bestimmten in den Anfängen unseres Unternehmens das Landschaftsbild. In enger Verbindung mit der Entwicklung unserer Werke stand der Aufstieg der Stadt Oberhausen.“ Schon bei der Gründung der drei Stammhütten Mitte bzw. gegen Ende des 18. Jahrhunderts zeichneten sich die Konturen der 1929 durch Zusammenschluß von Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld gebildeten



GHH-Stadt Groß-Oberhausen ab. Auf Osterfelder Gebiet nahm die von Franz Ferdinand Freiherr von der Wenge gegründete Hütte St. Antony 1758 am Oberlauf des Elpenbachs den Betrieb auf. Mit finanzieller Unterstützung der Sterkrade Äbtissin startete 24 Jahre später Pfandhöfers Eisenschmelze Neue Hoffnung. Auf später Alt-Oberhausener Gebiet, in der in einem Zipfel des reichsunmittelbaren Stiftes Essen gelegenen Bauernschaft Lirich, initiierte 1791 Äbtissin Kunigunde die Inbetriebnahme der Eisenhütte Neu-Essen an der Emscher.

Erster Werksleiter war hier der junge Gottlob Julius Jacobi, der in dieser Stellung seine Fähigkeiten als Ingenieur und Organisator beweisen konnte und bis zu seinem Tod 1823 „als unternehmerische Persönlichkeit in der Anfangsphase des Konzernaufbaus wichtige Weichenstellungen vorgenommen hat“ (aus der 1958 herausgekommenen Schrift „200 Jahre Gutehoffnungshütte“). Er wirkte maßgeblich am 1808 erfolgten Zusammenschluß der drei Hütten mit. Noch im selben Jahr schlossen Jacobi, die Ruhrorter Brüder Franz und Gerhard Haniel und Heinrich

Als die Hochofenanlagen der Hütte das Stadtbild Oberhausens beherrschten: Die Eisenhütte an der Köln-Mindener Eisenbahn, wie sie der Industriemaler Weeser-Krell zu Beginn des 20. Jahrhunderts sah. Unter der Direktion von Wilhelm Lueg konnte das Unternehmen 1855 den ersten Kokshochofen anblasen und ab 1857 Kohle aus der werkseigenen Zeche Oberhausen fördern. Am rechten Bildrand die alte, inzwischen zu einem begrünten Aussichtsbereich berggerichtete Schlacken- und Zechenbalde an der Knappenstraße.

Huyssen aus Essen den „Societaets-Contract“ zur Gründung der Hütten-gewerkschaft und Handlung Jacobi, Haniel und Huyssen, aus der 1873 der „Gutehoffnungshütte Aktien-Verein für Bergbau und Hüttenbetrieb“ hervorging. Die Mit-



Blick in die Sandformerei der Eisengießerei im jetzt aufgegebenen Werk I der GHH in Sterkrade, ein Foto aus der Zeit, als Generaldirektor Paul Reusch den Konzern leitete. Auf dem Gießereigelände an der Dorstener Straße bat sich inzwischen ein Autokranbetrieb niedergelassen.

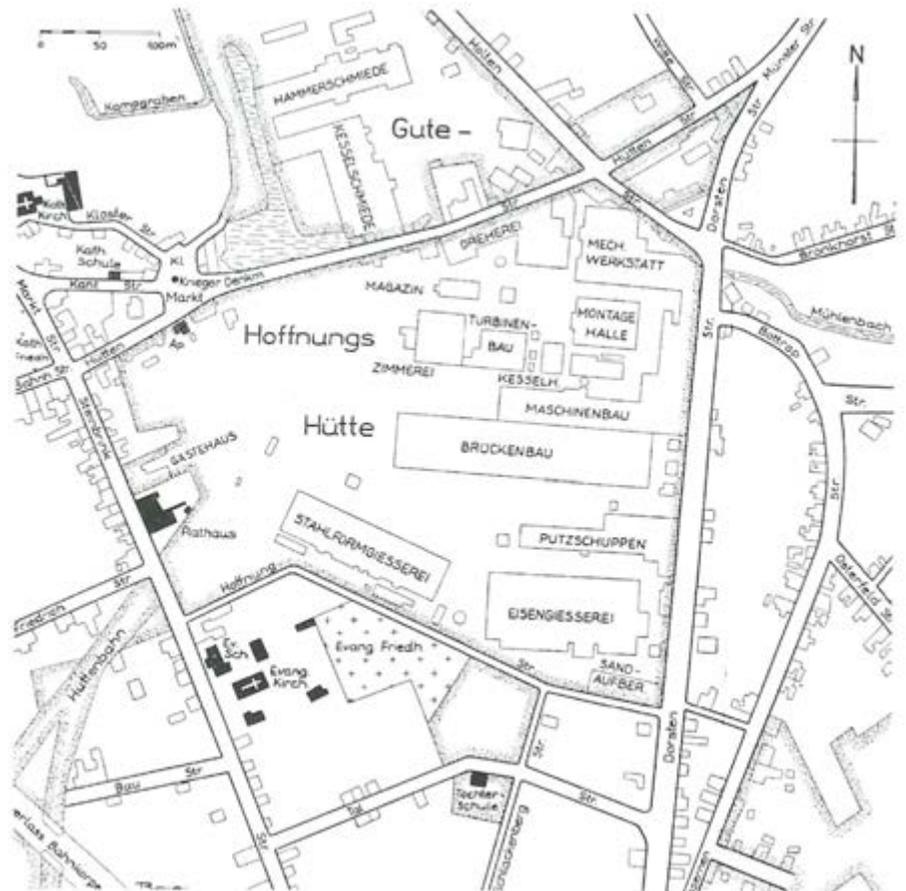
gründer übertrugen Jacobi die „ausschließliche Direktion“ des jungen Unternehmens.

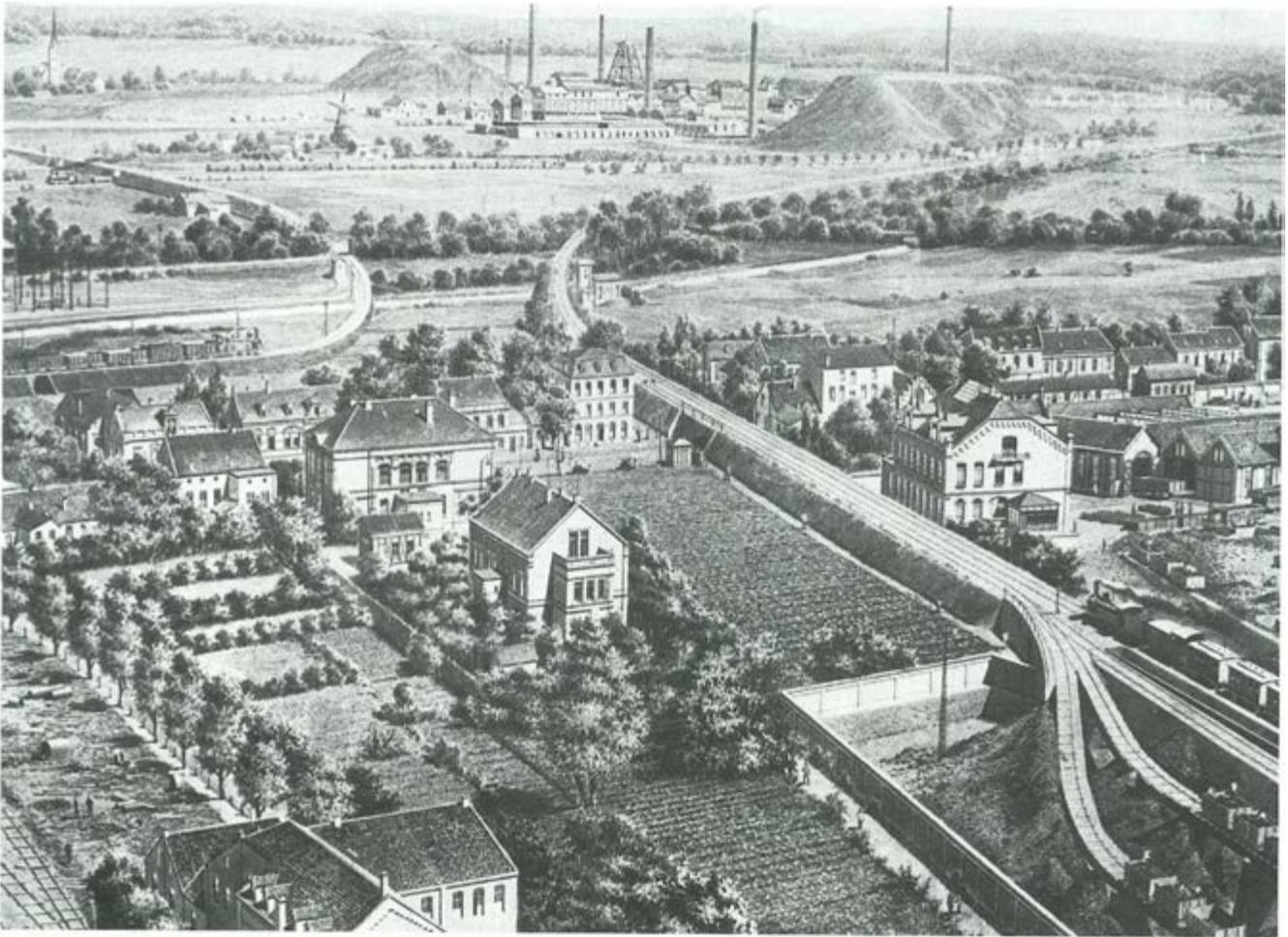
Genialer Erfinder und Konstrukteur

Als „Wiege der Ruhrindustrie“ gilt die St. Antony-Hütte. Aber nicht von diesem Werk und auch nicht von Neu-Essen – beide Betriebe wurden später stillgelegt –, sondern von der Pfandhöfer-Gründung in Sterkrade gingen in den folgenden Jahrzehnten die entscheidenden Impulse zum Aufbau des in Europa führenden Investitionsgüterkonzerns aus. Es war Gottlob Jacobi, der dort, wo 1998 die

Abbruchhämmer ratterten, in enger Zusammenarbeit mit dem genialen Erfinder und Konstrukteur Franz Dinnendahl diese Entwicklung einleitete. Drei Jahre vor seinem frühen Tod begann Jacobi mit

Der Kleine Markt war Mittelpunkt der Dorfgemeinschaft Sterkrade, wie diese Karte aus der Zeit um 1905 zeigt. Auf der Ostseite befand sich die Mühle Sonderfeld mit dem Mühlentisch, an der Südseite ist die erste Sterkrader Apotheke eingetragen, die auf Betreiben des Hütten Direktors Wilhelm Lueg 1837 von dem Essener Pharmazeuten Wilhelm Grevel eröffnete Hüttenapotheke. Die Werksanlagen der Hütte erstrecken sich zu beiden Seiten der damaligen Hüttenstraße, heute Bahnhofstraße, darunter nördlich der Straße, im Anschluss an den Mühlentisch, die Kesselschmiede von 1837/38 und Hammerschmiede von 1853. An der Dorstener Straße befand sich der Brückenbau.





dem Bau von Dampfmaschinen und richtete in Sterkrade eine besondere Werkstatt für diesen Produktionszweig ein: Keimzelle der späteren ausgedehnten Verarbeitungsbetriebe.

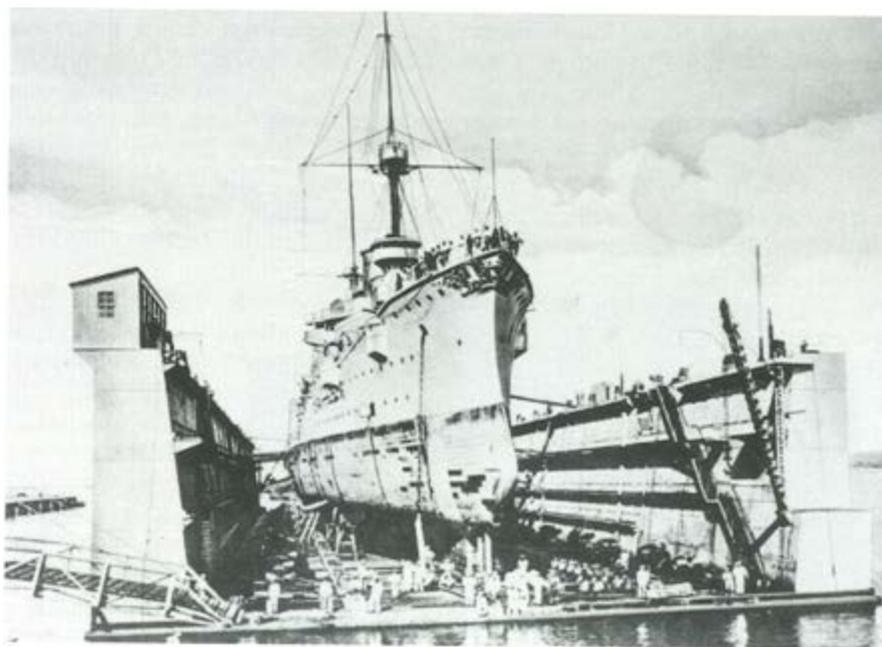
Bei Schloß Oberhausen

Schlag auf Schlag erfolgte in den nächsten Jahrzehnten die Erweiterung bestehender und der Bau neuer Werksanlagen. Und das auch auf später Oberhausener Gebiet, denn der Beginn des Eisenbahnzeitalters erforderte eine Steigerung der Erzeugung von Stahl und Walzmaterial. Ab 1829/30 produzierte an der Emscher bei

Schloß Oberhausen das erste Blechwalzwerk, dem 1835/43 Puddel-, Stabeisen- und Schienenwalzwerke angegliedert wurden. In Sterkrade ging 1837/38 eine Kessel- und 1852 eine Hammer-schmiede in Betrieb. Einige Jahre später folgte in Sterkrade die Brückenbauwerkstatt, die bis 1970 in der ganzen Welt Brücken über Ströme und Schluchten geschlagen hat. Auf dem Friedhof an der Steinbrinkstraße erinnert ein schmiedeeisernes Grabmonument an Carl Beindorf (1810 – 1862), der als verdienstvoller Brückenbauer den Ruf der GHH als in der

Wo heute Bahnen und Busse der STOAG auf der ÖPNV Trasse zur Neuen Mitte rollen: Die bei Kriegsende 1945 wegen gesprengter Brücken nicht wieder in Betrieb genommene Bahnstrecke von Oberhausen über Osterfeld Nord ins Münsterland führte mitten durch das Werksgelände der GHH. In der Bildmitte die Häuser an der Essener Straße, darunter links von der Bahn die 1875 fertiggestellte, später erweiterte Hauptverwaltung des Konzerns. Heute erstreckt sich hier das Gewerbegebiet „Im Lipperfeld“. Am oberen Bildrand die werkseigene Zeche Osterfeld, die ab 1879 förderte.

Der Initiative von Franz Hamiel verdankt die Hüttengewerkschaft, Vorgängerin der GHH, den Ruhr, fünf Jahre vor Eröffnung der ersten deutschen Eisenbahnstrecke (Nürnberg – Fürth) den ersten deutschen Rheindampfer auf die Reise geschickt zu haben. Es war die 1830 in Ruhrort vom Stapel gelaufene „Stadt Mainz“, hier ein Modell, ein hölzernes Dampfboot, das zwar in technischer Hinsicht nicht alle Erwartungen erfüllte, dessen Bau aber zu den technischen Pioniertaten aus der GHH Geschichte zählt. Als das erste auf der Ruhrorter Werft gebaute, nur 38 m lange und 5,7 m breite Schiff auf der Jungfernsfabri Köln anlief, wurde es vom Prinzen Friedrich von Preußen besichtigt.



Für den deutschen Marinestützpunkt Tsingtau am Gelben Meer in China baute die GHH dieses Schwimmdock. Das Foto stammt

aus dem Jahr 1911. Der Hafen Tsingtau war 1898 bis 1914 Hauptort des damaligen deutschen Pachtgebietes Kiautschou.

Welt anerkannte Brückenbauanstalt begründet hat.

Erster deutscher Rheindampfer

Zu den frühen technischen Pioniertaten der späteren GHH zählte der erste deutsche Rheindampfer „Stadt Mainz“, gebaut 1830 auf der von der Hüttengewerkschaft auf der Ruhrorter Hafeninsel eingerichteten Schiffswerft, die wegen der starken niederländischen Konkurrenz 1899 stillgelegt wurde. Mit der Inbetriebnahme der Rheinwerft Walsum begann 1921 ein neues Schiffsbaukapitel in der GHH-Geschichte. In den 50er Jahren baute die GHH in Walsum nicht nur Binnen- sondern auch Seeschiffe wie die im Portugal- und Nordafrikaverkehr eingesetzt gewesene „Oberhausen“. Seit Anfang der 80er Jahre ist auch der GHH-Schiffsbau Geschichte. Wilhelm Lueg (1792 – 1864), als

Leiter der Hüttengewerkschaft Jacobi-Nachfolger, baute die Werksanlagen in Oberhausen und Sterkrade weiter aus und gilt als Schöpfer des frühesten industriellen Sozialwerks an der Ruhr. Die schon 1832 in Sterkrade bestandene Arbeiter-Unterstützungskasse erweiterte er „zu einer wertvollen sozialen Einrichtung für alle Werksangehörigen“ (aus der Schrift „200 Jahre Gutehoffnungshütte“). Soziale Verantwortung gegenüber den Mitarbeitern war auch 1841 das Motiv zur Gründung der ersten Werkssparkasse im Ruhrgebiet. Mit dem 1846 begonnenen Bau der „Kolonie Eisenheim“, der ersten Arbeitersiedlung im Ruhrgebiet, gab die Hüttengewerkschaft ein weiteres Beispiel aktiver Sozialpolitik. Die zweite Werkssiedlung entstand 1858 im Knappenviertel für Bergleute der werkseigenen Zeche Oberhausen. Einen Höhepunkt erreichte der Werkswohnungsbau in den Jahren 1898 bis 1912: In nur 14 Jahren errichtete die GHH 14 Werkssiedlungen mit 478 Häusern und 1732 Wohnungen. Aus einer 1858 von Wilhelm Lueg organisierten Speiseanstalt im Walzwerk Oberhausen entwickelte sich in Fürsorge um preiswerte Lebensmittel der „Consum-Verein Gute Hoffnung“, die späteren Verkaufsanstalten (VA). Dem tatkräftigen Förderer des Aufbaues der evangelischen Kirchengemeinde Sterkrade mit 1852 eingeweihter Friedenskirche ist im Gotteshaus eine Gedenktafel gewidmet.

Der erste Kokshochofen

Mit dem Bergbaupionier Franz Haniel (1779 – 1868), Mitinhaber der Hüttengewerkschaft, sah Wilhelm Lueg in der Sicherung einer ausreichenden Rohstoffgrundlage eine seiner wichtigsten Aufgaben. Beide erkannten auch frühzeitig

die Bedeutung der Eisenbahn für die Gesamtwirtschaft: Zum richtigen Zeitpunkt richtete die Hüttengewerkschaft die Fertigung auf den kommenden Bedarf an Eisenbahnmateriale aus. Unters Luegs Leitung konnte das Unternehmen 1855 den ersten Kokshochofen anblasen und ab 1857 Kohle aus der werkseigenen Zeche Oberhausen, der ersten Hüttenzeche an der Ruhr, fördern. Als Vertreter der nächsten Managergeneration baute Hüttdirektor Hugo Jacobi (1834 – 1917) u. a. den Großmaschinen- und den Brückenbau in Sterkrade aus, zwei Fertigungszweige, die in der Folgezeit viel zur Begründung des Weltruhms der GHH beigetragen haben.

Zweimal Vater und Sohn

Auf eine Besonderheit in der GHH-Geschichte hat Hans Josef Joest in seinem Buch „Pionier im Ruhrrevier“ hingewiesen: Länger als ein Jahrhundert lang haben zwei Familien – zweimal Vater und Sohn – an der Spitze des Unternehmens gestanden und dessen Geschicke maßgeblich bestimmt: Wilhelm Lueg von 1823 bis zu seinem Tod 1864 und dessen Sohn Carl von 1873 an als erster Vor-

standsvorsitzender des GHH-Aktienvereins bis 1903, Paul Reusch als GHH-Generaldirektor von 1908 bis zu seinem von den Nazis erzwungenen Rücktritt im Kriegsjahr 1942 und schließlich dessen Sohn Hermann als erster Nachkriegsmanager der GHH von 1947 bis 1966. Dr. Manfred Lennings in einem Beitrag für die Jahrbuchausgabe 1984: „Diese Persönlichkeiten hatten maßgeblichen Anteil an der strukturellen Formung der Gutehoffnungshütte zu einem rohstoffgesicherten Maschinen- und Anlagenbaukonzern mit weltweiter Handelsorganisation.“

Unter Carl Lueg, der 1875 die neue GHH-Hauptverwaltung an der Essener Straße beziehen konnte, wurde das Stahl- und Walzwerk Neu-Oberhausen durch die Einführung des Siemens-Martin-Verfahrens (1879) und des Thomas-Verfahrens (ab 1882) auf den neuesten technischen Stand gebracht, nahm 1879 die Zeche Osterfeld die Förderung auf und ging 1893 die dortige Großkokerei mit 120 Öfen in Betrieb. 1881 lieferte die GHH das erste von ihr gebaute Schwimmdock ab. Von 1895 bis 1904 wurden die Zechen Hugo Ha-



„Zum ewigen Andenken an den Königl. Commerzienrath Herrn Wilhelm Lueg“ brachte die Evangl. Kirchengemeinde Sterkrade nach Luegs Tod 1864 diese Gedenktafel im Vorraum der Friedenskirche an und ehrte damit den tatkräftigen Förderer des Aufbaus der Gemeinde. Als Mitglied der Holtener Presbyteriums setzte der Hüttdirektor sich tatkräftig dafür ein, daß 1847 die Gründung der selbständigen Kirchengemeinde Sterkrade erfolgte. Die mit finanzieller Unterstützung der Hüttengewerkschaft errichtete Friedenskirche wurde 1852 eingeweiht.



Eine Statue des Hüttendirektors Gottlob Jacobi (1770 – 1823) schmückte die Grünanlage am Tor 1 des Werkes I an der Bahnhofstraße. Als Betriebsleiter der Eisenhütte Neu-Essen an der Emscher ab 1791 hatte er erste technische und organisatorische Erfahrungen sammeln können. 1808 gründete er mit den Brüdern Haniel und mit Heinrich Huyssen durch den Zusammenschluß der drei Stammhütten die Hüttengewerkschaft und Handlung Jacobi, Haniel und Huyssen, wobei ihm die Mitgründer die „ausschließliche Direktion“ übertrugen.

niel, Sterkrade und Vondern abgeteufte. Gottfried Ziegler, ab 1873 kaufmännischer Direktor an der Seite des erfolgreichen Ingenieurs Carl Lueg und von 1903 bis 1908 Generaldirektor, gelang es, das Unternehmen in wirtschaftlich schwieriger Zeit finanziell zu stabilisieren.

Über 80000 Mitarbeiter

Mit Paul Reusch, 1864 als Sohn eines württembergischen Oberbergrats geboren, mit zwei Ehrendoktorwürden ausgezeichnet, stand eine der profiliertesten Persönlichkeiten der deutschen Indu-



In der Grünanlage vor der Antonyhütte erinnert ein Denkmal an den Mitgründer der späteren GHH und Bergbaupionier Franz Haniel (1779 – 1868). Mit dem Abteufen der ersten Mergelzeche 1832 bis 1834 gelang dem Ruhrortter Großkaufmann und Industriellen der Nachweis, daß die Mergelschicht über der Kohle kein unüberwindliches Hindernis bedeutete. Damit war der Weg des Bergbaus ins nördliche Revier in größere Tiefen geebnet.

strieggeschichte über drei Jahrzehnte lang an der Spitze der GHH. Das bei Antritt seines verantwortungsvollen Postens im Haus Essener Straße 55 in Stahl- und Walzwerken, im Maschinen-, Stahlhoch- und Schiffsbau 19369 Menschen beschäftigende Unternehmen wurde von Reusch „in der Zeit von 1917 bis 1936 mit Instinkt und Intuition“ (Konzern-Chronist Bodo Herzog) zum größten Maschinen- und Anlagenbaukonzern Europas mit über 80000 Mitarbeitern geformt. Sein Streben war es nach seinen Worten, „unsere Halbfabrikate restlos in eigenen Werkstätten oder angeschlossenen Unternehmen zu verarbeiten.“

Tor nach Süddeutschland

Im Ersten Weltkrieg dachte Paul Reusch an die Zeit danach und gründete in der Absicht, den vernichteten Schiffsraum nach einem Friedensschluß möglichst rasch wieder zu ersetzen, zusammen mit Hapag-Chef Albert Ballin und dem damaligen AEG-Präsidenten Walther Rathenau Juni 1918 die später zur Weltspitze zählende Deutsche Werft in Hamburg und erweiterte so den Aktionsradius der GHH nach Norddeutschland.



Mitten in Sterkrade, in unmittelbarer Nähe der Werksanlagen, wohnen früher am Kleinen Markt die Hüttendirektoren. In einem parkähnlichen Garten mit Teichanlage lag an der Westseite die Villa Haniel, Wohnsitz von Louis Haniel, der das Sterkrader Werk der damaligen Hüttengewerkschaft und Handlung Jacobi, Haniel und Huyssen von 1864 bis 1873 leitete. Als der Hausherr 1873 nach Düsseldorf übersiedelte, wurde sein Haus für kurze Zeit als Hotel vermietet. Danach wurde der große Garten in Baustellen aufgeteilt und mit Geschäftsbäusern bebaut.

Mit dem bis 1924 erfolgten Erwerb wesentlicher Anteile an der Maschinenfabrik Augsburg/Nürnberg (MAN) stieß er für den Konzern das Tor nach Süddeutschland auf, ohne zu ahnen, daß sich 60 Jahre später das Mutter-Tochter-Verhältnis umkehren, der Konzern dann MAN heißen würde. Mit der Grün-



derung der Ferrostaal in Essen schuf der Konzernkonstrukteur der produzierenden und verarbeitenden GHH auch eine sichere Stütze im Handel.

Die von der GHH aufzubringenden Steuermittel verschafften dem Konzern einen nicht unerheblichen Einfluß auf das kommunalpolitische Geschehen, den die Generaldirektoren Carl Lueg, Gottfried Ziegler und Paul Reusch noch dadurch verstärkten, daß sie sich als Kommunalpolitiker betätigten, die Stadtverordnetenbank drückten (siehe auch Beitrag über Oberhausens Ehrenbürger in dieser Jahrbuchausgabe).

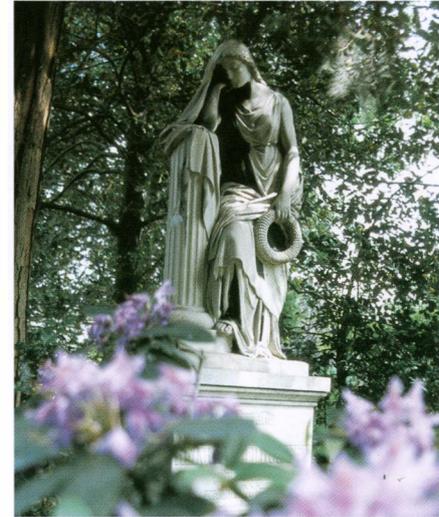
Im Hotel abgehört

Mit den Braunhemden hatte der kantige, selbstbewußte Supermanager Paul Reusch nichts im Sinn. Er führte einflußreiche Industrielle in einem „Reusch-Kreis“ zusammen, der enge Verbindung zu dem kurz vor Kriegsende im Zusammenhang mit den Ereignissen vom 20. Juni 1944 hingerichteten Leipziger Oberbürgermeister Karl Goerdeler hielt. Wie Joest in seinem

Der Rückzug der MAN/GHH aus unserer Stadt war radikal, sogar von seiner Wiege hat sich das Unternehmen getrennt. Um die Antonyhütte in Klosterhardt der Stadt und ihren Bürgern zu erhalten, hat die Bürgerstiftung der Stadtparkasse die historische Stätte nebst Werksarchiv erworben. Das u. a. eine ca. 30 000 Glasplatten-Negative umfassende Sammlung früher Industriefotografie umfassende Archiv im ehemaligen Kontor- und Wohnhaus des Betriebsleiters der 1758 in Betrieb genommenen Hütte wird heute vom Rheinischen Industriemuseum betreut.

1982 herausgekommenen Buch über die GHH berichtet, trug Reusch die Denunziation aus einem Nürnberger Konzernwerk der Vorwurf der Rüstungsabotage ein. Der Sicherheitsdienst (SD) hörte den Konzernchef in einem Nürnberger Hotel ab. Am 20. Februar 1942 wurde der GHH-Repräsentant in Berlin ins Reichswirtschaftsministerium zitiert und ihm dort je ein Schreiben an Paul und dessen Sohn Hermann Reusch, GHH-Vorstandsmitglied, mit der Aufforderung übergeben, den Nachtzug zu nehmen und die Briefe am näch-

sten Morgen den Adressaten persönlich auszuhändigen. In den Schreiben wurden Vater und Sohn unmißverständlich bedeutet, niemand könne mehr für ihre Sicherheit aufkommen, wenn sie nicht umgehend ihre Schreibtische in Oberhausen räumten.



In Nachbarschaft der Lueg-Familiengruft und des an den Industriebionier Gottlob Julius Jacobi erinnernden gusseisernen Obelisken entdeckt der Besucher des Friedhofs hinter der Friedenskirche die Grabstätte von Heinrich Arnold Huyssen (1797 – 1870), der zu den Mitgründern der GHH zählte.

Als Paul Reusch am nächsten Vormittag – im Anschluß an eine Aufsichtsratssitzung – die Zeilen aus Berlin überflog, stand für ihn die Entscheidung fest: „Dann reise ich noch heute ab und werde Oberhausen nicht wiedersehen.“ Er zog sich in seine schwäbische Heimat zurück, wo er 1956 starb. Sein Sohn Hermann Reusch sah in der schwierigen Nachkriegszeit seine Aufgabe darin, möglichst viel von dem organisch gewachsenen Erbe seines Vaters zu bewahren.

(Wird fortgesetzt!)

FLEHENDE BLICKE ALS MOTIVATION

Hilfskonvois rollen nach Rumänien

MARTIN BERGER

Viel zu dünne Kleidung auf viel zu dünnen Körpern, flehende Blicke und ein paar ausgetretene Schuhe als echter Luxus. Traurige Merkmale eines Landes, das an der eigenen Armut zu ersticken droht: Rumänien! Es war die elfte Tour, die im November 1998 mit 36 Helfern und 18 Lkw in Richtung Rumänien rollte. 250 Tonnen Hilfsgüter waren unterwegs. Firmen wie Ring Beton, Geese Bau, das Autohaus Becker und die Schloß-Quelle Mellis haben ihre Lkw zur Verfügung gestellt, die Fahrer treten für einige Butterbrote aufs Gaspedal. „So ein Transport würde normalerweise mehr als 90.000 DM kosten. Jetzt brauchen wir lediglich 15.000 DM für den Diesel“, verrät Hans Rosenkranz. Hans Rosenkranz ist technischer Direktor des St. Clemens Hospitals in Sterkrade und organisiert die Hilfskonvois.

Seit dem ersten Konvoi, der im Dezember 1989 auf die Reise ging,

sind 1,6 Mio. Kilometer (unfallfrei) zurückgelegt worden, die sich auf 23.400 reine Fahrstunden verteilen. Die freiwilligen Helfer kommen aus unterschiedlichen Berufszweigen. Darunter sind Handwerker, Feuerwehrmänner und Regierungsbeamte. Die Männer opfern nicht nur ihren Urlaub für die neuntägige Reise nach Rumänien, viele bereiten die Tour mit vor. Sie demontieren Elektroanlagen, holen Baustoffe dort ab, wo sie ihnen geschenkt werden und sammeln alle Hilfsgüter in einem Zentrallager. Und an zwei Tagen vor der Fahrt werden die Lastwagen beladen.

Über Autobahnen in Deutschland, Österreich und Ungarn rollt der Treck. Für die meisten Fahrer schon eine bekannte Strecke. Zu einer Törtur wird es immer wieder an der rumänischen Grenze. Dieses Mal dauerte es nur sechs Stunden. Immer wieder tauchen neue Verordnungen für den Transport

von Hilfsgütern auf. Nach langen und zähen Verhandlungen zieht der Konvoi weiter. 48 Stunden Fahrzeit haben die Männer schon hinter sich.

In Rumänien angekommen, geht's weiter über holprige Landstraßen. Noch 150 Kilometer, und der Treck ist am Ziel einer (Tör-) Tour angekommen. Und das ist ein kleiner 3.000-Seelenort mitten in Banat. Das Banat ist eine bäuerliche Region. Hier siedelten im 18. Jahrhundert die sogenannten Donauschwaben an, die das ehemalige Sumpfgebiet in ein fruchtbares Agrarland verwandelten. Kleine Ortschaften und Dörfer verteilen sich über die gesamte Region. Stolz Hirten sieht man mit Schaffell über den Schultern vor ihren kleinen Herden über das Land ziehen. Nicht selten ist mitten in den Dörfern ein Storchennest zu bewundern. Tagsüber laufen Hühner, Gänse und Puten auf den schmalen Grasstreifen vor den Häusern herum. Angenehm, die klare reine Luft. Kein Autogeräusch und nachts ein sternenklarer Himmel. Der typische Touristenblick. Aber der täuscht.

Die Hälfte der Bevölkerung hat keine Arbeit. Die Armut wird auf dem Land noch spürbarer. Den Bauern fehlen die notwendigen Maschinen, nein, den Bauern fehlt's an allem, was man sich nur vorstellen kann. Und dann rollen die vollbeladenen Lkw aus Deutschland in Ciacova ein. Geladen haben sie Kleidung, Nahrungsmittel, Baustoffe, Stahlrohre, Ersatzteile für Maschinen, Krankenhausbetten, Medikamente und medizinische Geräte.

Hier in Ciacova hat eine Ortsgruppe der rumänischen Caritas ihren Sitz. Der Ortspfarrer Georg Kobor ist auch der Caritas-Direk-

tor. Weil er sich nicht mit der Armut der ländlichen Bevölkerung abfindet, hat er das Projekt „Hilfe zur Selbsthilfe“ ins Leben gerufen. Und das ging nur, weil er mit Hans Rosenkranz und den Männern aus dem Ruhrgebiet verlässliche Partner hat. Zweimal im Jahr kommen sie mit dem Konvoi nach Ciacova. Mit der Hilfe aus Deutschland ist in Ciacova z. B. schon eine ehemals baufällige Schule renoviert wor-



Was hier wie ein Robbau aussieht, sind „normale“ Wohnhäuser

den, in der die Sozialstation untergebracht ist. Entstanden sind ein großer Betriebshof, in dem alle Güter gelagert werden können, ein Altenheim und ein Landmaschinenring, der 700 Hektar Ackerland bearbeitet. Mit dem Bau eines Waisenhauses wurde begonnen. Vier Tage bleiben die Helfer aus Deutschland. In dieser Zeit wird abgeladen und ein Teil der Güter ins Umland gebracht. Jedesmal arbeiten die freiwilligen Helfer gemeinsam mit den Rumänen vor Ort. Sie geben ihr handwerkliches Wissen und Können weiter.

Holzhacken für ein Fahrrad

Genügend Raum ist inzwischen auch für die caritaseigenen Werkstätten vorhanden. Es gibt eine Bäckerei, in der das Brot gebacken und an die Armen verteilt wird, hier werden Sonnenblumen zu Öl gepreßt, und die Schlosserei und Schreinerei sind so ausgestattet, daß Maschinen repariert und die notwendigsten Tischlerarbeiten selbst erledigt werden können.

15 Prozent von dem üblichen Ladenpreis zahlen die Leute, die Geld besitzen, verschenkt wird an die Mittellosen, getauscht mit denen, die einen Gegenwert haben.

Weit und breit kein Geschäft mehr zu sehen. Menschen leben in Baracken, in denen längst kein Leben mehr vermutet wird. Daß in diesen Häusern Menschen leben, ist daran zu sehen, daß auf einem kleinen Holztisch Brotkrümel sind und in einem Gefäß wässrige Milch. Zugestellt ist der Raum mit einigen Oberbetten, die eher nach vergessenem Sperrmüll aussehen, der schon tagelang im Regen gelegen hat. „Das hat uns der Kommunismus hinterlassen“, sagt Kobor.

Dazu Propst Michael Ludwig von der katholischen Propsteigemeinde St. Clemens: „Für die Caritas ist



*Kurz vor dem Start:
Die Trucker vor ihren
vollgeladenen Lastern*

So bringt ein Fotokopiergerät das Geld für eine Kuh. Und möchte ein Kind ein Fahrrad haben, dann hackt es Holz für alte Menschen.

Doch bei der Weiterfahrt aufs Land nimmt die Verödung mit jedem Kilometer, der zurückgelegt wird, weiter zu. Kein romantischer Blick kann den sichtbaren Zerfall der Häuser mehr schönfärben.

es unendlich mühsam, die Menschen aus dieser Hoffnungslosigkeit herauszuholen. Aber im Laufe der Jahre ist ein Netzwerk der gegenseitigen Unterstützung, des Mutmachens entstanden.“ Zu dem Netzwerk gehört auch die Psychia-

trie in Jebel, in unmittelbarer Nachbarschaft von Ciacova. Einem weiteren Ziel eines Lkw. 530 Patienten, die sich sechs Duschen teilen müssen, sind dort eingepfercht. Auf 80 qm leben 60 Patienten. Defekte Dächer, nasse Wände und doppelt so viele Kakerlaken an den Wänden wie Patienten in den

Militärlager oder Einzelkämpfer-Camp aufbauen wollen. Das hat keiner begriffen, daß wir dreimal täglich 14 Stunden arbeiten, dann abhauen und auch wiederkommen, um kostenlos weiterzuarbeiten.“ Als die Patienten Anfang des Jahres nichts mehr zu essen hatten, schickte Hans Rosenkranz einen

Medikamente für Krankenhäuser

Die letzte Station des Hilfsgütertransports ist Temesvar. Dorthin bringen die Helfer medizinische Geräte und Medikamente für die Krankenhäuser. Dazu Rosenkranz: „Man muß schon sehr widerstandsfähig sein, um in Rumänien einen Krankenhausaufenthalt überleben zu können. In überfüllten Krankenzimmern stehen viel zu viele Betten, in jedem Bett zwei Kinder. Und einmal lag ein Kind schweratmend mit einem gartenschlauchähnlichen Gebilde in der Nase, in die ohne



Hans Rosenkranz (l.) packte selbst mit an, als 250 Tonnen Hilfsgüter verladen wurden

Betten sind normal. Neugierig betrachten sie jeden Besucher.

Noch vor fünf Jahren wurden die Patienten in ihren Zimmern eingesperrt und mit Medikamenten ruhiggestellt. Es war eben so. Hans Rosenkranz erinnert sich. „Wir haben hier eine ErgoTherapie aufgebaut und die Gebäude renoviert. Für die Rumänen unvorstellbar, was wir Deutschen da machten. Der Geheimdienst war da und wollte wissen, ob wir hier ein Mi-

Lkw mit Lebensmitteln. Und inzwischen ist aus dem abbruchreifen Vorkriegs-Militärlager eine für rumänische Verhältnisse „Vorzeigeklinik“ geworden. Eine komplette Küche wurde aufgebaut. In acht Baracken wurden Sanitäreinrichtungen komplett erneuert, Schlafsäle aufgeteilt und in mehrere Zimmer umgewandelt, Dächer neu gedeckt und die Elektrohauptverteilung komplett erneuert. Zur Zeit wird daran gearbeitet, die Wäscherei der Klinik hygienisch auf Vordermann zu bringen und dem gestiegenen Bedarf anzupassen.



Eine „normale“ Kochstelle: Zustände, die keine Katze hinterm Ofen hervorlocken

Druckminderer Sauerstoff geblasen wurde. Am Bettenrand saß weinend die Mutter. Das Kind würde die Nacht wohl nicht mehr überleben. Auf Nachfrage wurde



*Vorher: Die sanitären Anlagen
stinken zum Himmel –
völlig normal eben*



*Nachher: Von den Helfern
aus Oberhausen wieder
(be-)nutzbar gemacht*

mir mitgeteilt, daß das Kind eine infektiöse Lungenerkrankung hatte, die mit einem einfachen und preiswerten Präparat hätte behandelt werden können. Das hatten wir mit, und das Kind konnte so gerettet werden. Eines von vielen.“

Eines jedenfalls steht fest: So lange ihre Hilfe nötig ist, werden die Männer aus Oberhausen nach Rumänien fahren, immer wieder motiviert und angetrieben von den zum Teil unmenschlichen Verhältnissen, die dort herrschen, wo in Heimen selbst Kinder wie Vieh gehalten werden. Und wenn der (jetzt leere) Konvoi wieder in Oberhausen angekommen ist, fängt die Planung der nächsten Fahrt an. Im Schnitt hat Rosenkranz nach Dienstschaft dann zwei bis drei Stunden Arbeit vor der Brust.

Die nötige Kraft dafür holt sich Hans Rosenkranz bei seinem einzigen Hobby: Ballonfahren. „Nur wenn ich da ganz weit oben vom Wind getrieben werde, kann ich wirklich abschalten und für kurze Zeit vergessen.“

57.000 Arbeitsstunden

Übrigens: Die Transporte allein (ohne den Wert der 1.300 Tonnen Hilfsgüter) hätten bisher 979.000 DM gekostet. Für die Vorbereitung, Durchführung und den Arbeitseinsatz vor Ort wurden seit 1991 ca. 57.000 Arbeitsstunden von ehrenamtlichen Helfern erbracht, was wiederum bei 2.800 Jahresarbeitsstunden eines gewerblichen Arbeitnehmers einer 21jährigen Arbeitsleistung entspricht. Neben den elf großen Transporten wurden noch weitere 41 Fahrten nach Rumänien gemacht. Dazu kommen drei Transporte nach Ungarn,

drei Trecks gingen für die Aktion „Oberhausen hilft Sarajewo“ nach Jugoslawien.

Ohne die Unterstützung der Kath. Propsteigemeinde St. Clemens, des Caritasverbandes im Bistum Essen, der Staatskanzlei des Landes NRW sowie des Malteser-Hilfsdienstes in Essen wäre die kontinuierliche Hilfe nicht möglich.

Unterstützt wird auch ein Projekt in der Ukraine sowie ein Kinderdorf in den Karpaten, in dem strahlenkranke Kinder betreut werden. Und seit acht Jahren rollen jährlich auch zwei Hilfstransporte nach Weißrußland, die von der Kirchengemeinde Sterkrade und dem Jugendreferat im Evangelischen Kirchenkreis auf die Reise geschickt wurden.

Schlußsatz: Rumänien ist keine 2000 Kilometer von Oberhausen entfernt. 2000 Kilometer, die zwei Welten voneinander trennen. So nah und doch so weit weg ...

SENIORENWELLE „RADIO VINCENZ“ WIEDER VOLL IN FAHRT

*Erste private TV-Station
im Altenpflegeheim
„Haus Alexandra“*

KLAUS MÜLLER

„Willkommen daheim!“ Diesmal ist es keine schwere Limousinen-Tür, die irgendwo auf der Welt an einem Flughafen ins Schloß fällt und dem Mann aus der Fernsehwerbung das Gefühl von Geborgenheit vermittelt. Diesmal ist es eine ganz „normale“ Tür, irgendwo in den weit verzweigten Katakomben des privaten Altenpflegeheimes „Haus Alexandra“ an der Helmholtzstraße, die der Mann, der in Oberhausen ein Stück Radiogeschichte geschrieben hat, hinter sich schließt und dort Platz nimmt, wo er sich seit sage und schreibe 22 Jahren ganz besonders wohl fühlt – nämlich am Mikrofon.

Morgens um sieben war auch heute wieder für Jürgen Sanders die Welt noch in Ordnung. Gemeinsam mit Ehefrau Helga und Tochter Vanessa frühstückte der gelernte Bankkaufmann ausgiebig. Eine weißgott nicht so außergewöhnliche Aktion, als daß sie an

dieser Stelle besonders hervorgehoben werden müßte, sollte man meinen. Doch wirft man einen kurzen Blick auf den Kalender, fällt einem sogleich die rotgefärbte Ziffer auf – und die bedeutet halt für die meisten Menschen, lange auszuschlafen, zu faulenzten, ganz auf Familie zu machen, Sport zu treiben, kurzum: die Seele baumeln zu lassen. Für den „radio-aktiven“ Sanders hingegen bedeutet jeder zweite Sonntagvormittag pünktlich um 9 Uhr im Rundfunkstudio zu sein, Tonbänder einzufädeln, CDs abfahrbereit zu machen und Mikros zu checken, um gemeinsam mit seiner Frau und Mitstreiter Hans-Josef Bongard pünktlich um 10 Uhr die Bewohnerinnen und Bewohner vom „Haus Alexandra“ zu einer 90minütigen, live übertragenen Unterhaltungssendung begrüßen zu können. Und da dies seit besagten 22 Jahren und obendrein auch noch völlig ehrenamtlich geschieht, handelt es sich

weißgott um eine außergewöhnliche Aktion, die hier und heute sehr wohl einmal hervorgehoben werden soll.

Nun würde der Sender, den Jürgen Sanders am 1. November 1976 aus der Taufe hob, gewiß nicht „Radio Vincenz“ heißen, wenn man schon damals über einen eigenen Studiokomplex mit entsprechender Schlüsselgewalt an der Ecke Helmholtz- und Saarstraße verfügt hätte. Zu diesem Zeitpunkt hatte der Düsseldorfer Frauenarzt Dr. Ernst Elek, der das private Altenpflegeheim baute und heute leitet, von seinem Projekt wohl noch nicht einmal zu träumen gewagt.

Sanders & Co. wiederum hätten an dieser Stelle allenfalls ein paar Dutzend Kannen der ehemals hier beheimateten Milchversorgung mit Hits wie „Aber bitte mit Sahne“ von Udo Jürgens unterhalten können. So kam es, daß stattdessen exakt am Sonntag, 28. November 1976, im Oberhausener St. Vincenzhaus an der Grenzstraße die erste von mittlerweile fast 500 (!) Sendungen übertragen wurde. Angesichts der ausgesprochen professionellen Anlage, die heute für einen reibungslosen technischen Ablauf sorgt, mutet die damalige Ausstattung fast historisch an: „Als Studioausrüstung dienten ein altes Tonbandgerät, zwei Cassetten-Recorder und zwei geliehene Mikrofone“, erinnert sich Sanders an die Anfänge. „Das Resultat: Ein miserabler Ton, aber dennoch begeisterte Zuhörerinnen und Zuhörer.“

Kein Geringerer als Dr. Alfred Biolek war es, der sich kurz vor der 50. Sendung am 25. Juni 1978 „vor Ort“ davon überzeugte, wie das Team von „Radio Vincenz“ zwar technisch „auf dem Kamm blies“, aber in puncto Ideenreichtum so manche Profis in den

Schatten stellte. Mit solcher Prominenz im Gästebuch und dank des unermüdlichen Einsatzes von Altbürgermeister Fritz Eickelen gelang es noch im gleichen Jahr, „fröhliche Weihnachten“ zu feiern: Ein nagelneuer Regietisch, maßgeschneidert und speziell ausgestattet für die Belange von „Radio Vincenz“, konnte angeschafft werden. Weitere Prominenz gab sich im Vincenzhaus die Klinke in die Hand, aber auch die Medien wurden zunehmend auf das außergewöhnliche, ehrenamtliche Wirken der „Hobby Funker“ aufmerksam. Die „ZDF-Drehscheibe“ stellte das Projekt in einem Beitrag vor, der WDR und der Bayerische Rundfunk folgten, ja selbst im Spanischen Rundfunk (RBI) und bei „Radio Vatican“ in Rom ließ „Radio Vincenz“ aus Oberhausen von sich hören. In Paris stand Horst Schättle als ZDF-Korrespondent bereitwillig Rede und Antwort, nur mit dem erhofften Papstbesuch hat es bisher noch nicht ganz geklappt. „Obwohl wir selbst das natürlich mal versucht und wir ihn zu uns ins Studio eingeladen haben, und zwar in dem Jahr, als der Heilige Vater zu Gast in der Bundesrepublik war“, weiß Jürgen Sanders zu berichten. „Aber wir ahnten natürlich alle, daß er nicht kommen würde, es war utopisch.“ So ließ die Absage denn auch nicht lange auf sich warten, aber: „In seinem Schreiben erteilte der Papst den apostolischen Segen. Das war eine tolle Sache für die alten Leute“, schwärmt Sanders noch heute.

Begeisterung also allerorten – bei den Machern wie bei den Hörern. Umso unverständlicher, daß die Leitung des St. Vincenzhauses im Laufe der Jahre die ehrenamtliche Radioarbeit immer häufiger eher blockierte denn förderte. Zum

Eklat kam es dann nach elf Jahren und 271 Sendungen: „Einem Redaktions-Team des WDR-Landesstudios Essen wurde der Zutritt zum Altenheim untersagt, obwohl der Termin zuvor gemeinsam vereinbart und abgesegnet worden war“, erinnert sich Jürgen Sanders an die bislang schwärzeste Stunde in der Geschichte von Radio Vin-



*Freuen sich auf die alle
14 Tage laufende Sendung:
Senioren im „Haus Alexandra“*

cenzenz. Die Technik wurde abtransportiert, im Vincenzhaus herrscht seit dem 14. Juni 1987 absolute Funkstille.

„Nach diesem Vorfall hatten wir durchaus mit dem Gedanken gespielt, das Mikrofön an den berühmten Nagel zu hängen“, schüttelt der engagierte Radiomann noch heute den Kopf. Doch wer einmal die Atmosphäre von Rotlicht und Live-Moderation erlebt hat, der kann so schnell nicht davon ablassen. Und warum eigentlich auch? Eine Idee, die 1989 sogar vom damaligen Bundespräsidenten Dr. Richard von Weiz-

säcker mit der Verleihung der Verdienstmedaille des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland gewürdigt wurde, hatte es wahrlich nicht verdient, sang- und klanglos unterzugehen. Ging sie auch nicht, denn zu diesem Zeitpunkt funkten Sanders & Co. bereits im Papst-Leo-Haus in Essen-Frintrop, Anfang '93 folgte ein

fünfmonatiges Intermezzo im Altenessener Friedrich-Ebert-Senioren-Zentrum. Doch stets war es das Ziel der Macher von „Radio Vincenz“, eines Tages in ein Oberhausener Haus zurückzukehren.

Am 22. Januar 1995 war es dann endlich soweit: In dem privaten Altenpflegeheim „Haus Alexandra“ mit rund 100 Bewohnerinnen und Bewohnern lief die erste Sendung. Vorausgegangen waren etliche Gespräche mit dem Leiter Dr. Ernst Elek, der von der ersten Minute an



*Klein, aber fein:
Das Studio von
„Radio Vincenz“*

für das ehrenamtliche Radioprojekt Feuer und Flamme war. „Wenn sich Menschen unentgeltlich dafür einsetzen, die ältere Generation regelmäßig mit einem speziell auf die Interessen der Senioren zugeschnittenen Programm zu unterhalten, dann verdient das doch wohl die allerhöchste Anerkennung und jedwede Unterstützung“, freute sich Elek über die Entscheidung von Sanders & Co., gerade in seinem Haus „Radio Vincenz“ fortzuführen.

Unterstützung vom Haus

Wie ernst es Dr. Ernst Elek mit der Unterstützung meinte, unterstrich er übrigens noch während der Bauphase von „Haus Alexandra“ auf eine höchst eindeutige Art

und Weise: Obwohl die Arbeiten für das relativ flach gehaltene Kellergeschoß schon abgeschlossen waren, plante er in Anbetracht der stattlichen Körpergröße des Chefsprechers von „Radio Vincenz“ um und ließ die beiden ausschließlich dem Funk-Team zugedachten Räume noch zusätzlich „tieferlegen“. „Von solchen Arbeitsbedingungen konnten wir fast 20 Jahre lang nur träumen“, ist Jürgen Sanders voll des Lobes. „Hier haben wir endlich unser eigenes Reich, hier müssen wir nicht – wie bislang – für jede einzelne Sendung die ganze Technik auf- und wieder abbauen. Hier können wir kommen und gehen, wann wir wollen, hier liest uns der Heimleiter fast jeden Wunsch von den Lippen ab. Und hier dürfen wir, wenn es mal etwas zu feiern gibt, uns der großzügigen Unterstützung des ganzen Hauses völlig sicher sein. Was wollen wir mehr?“



*Auf Sendung:
Radio-Vincenz-Gründer
Jürgen Sanders (vorne) und
Miltstreiter Hans-Josef Bongard*

Na, zufriedene Hörerinnen und Hörer natürlich. Und die gibt's reichlich. Kein Wunder: Dürfen

sie sich doch alle 14 Tage sonntags auf 90 unterhaltsame Minuten freuen, dargeboten in vier unterschiedlichen Programmen. „Spaß, Musik und gute Laune“ ist die Magazinsendung im 1. Programm von „Radio Vincenz“ betitelt; die herzlichsten Glückwünsche werden im 2. Programm bei der „Geburtstagsparty“ übermittelt; Musik und Gespräche live bietet der „Gästeclub“ im 3. Programm; schließlich wechseln die „Senioren-Discothek“ und der „Folklore-Expresß“

und beim „Tirolerhut-Käufer“ Billy Mo zu Gast, um Interviews für „Radio Vincenz“ zu produzieren.

„Willkommen daheim“: Die glückliche Rückkehr nach Oberhausen scheint das Team von „Radio Vincenz“ so richtig beflügelt zu haben. Jüngstes Beispiel dafür ist die Eröffnung der ersten privaten Fernseh-Station in einem Seniorenheim.

Fortan werden die Bewohnerinnen und Bewohner von „Haus Alexandra“ nämlich nicht nur per

die Stadt zu erkunden, den enormen Strukturwandel der Stadt Oberhausen beispielsweise in Form eines aufgezeichneten Bumfels durchs CentrO. vor Augen zu führen.

Ehrenamtliches Engagement

Dies alles passiert – man kann es gar nicht oft genug betonen! – rein ehrenamtlich, ausschließlich aus Spaß an der Freud', aus dem auch nach 22 Jahren noch wie am ersten Tag lebendigen Bedürfnis heraus, alten Menschen ihren Lebensabend ein wenig zu verschönern. Jürgen Sanders und Hans-Josef Bongard wurde für ihr unermüdliches Engagement übrigens soeben eine weitere hohe Auszeichnung zuteil: Bundespräsident Roman Herzog hat ihnen das Bundesverdienstkreuz der Bundesrepublik



*Kamera läuft:
Helga Sanders setzt die
Moderatoren ins rechte Bild*

einander im 4. Programm ab. Gut und gerne sechs bis acht Stunden Vorarbeit gehen ins Land, ehe 90 live übertragene Minuten entsprechend „stehen“. Und ganz nebenbei gehen Helga und Jürgen Sanders sowie Hans-Josef Bongard, der viel besser als „Bobbo“ bekannt ist, auch noch auf Tour: So waren sie beispielsweise vor zwei Jahren binnen eines Monats bei der Schlagersängerin Illo Schieder

Lautsprecher unterhalten, sondern das gesamte Programm wird per Videokamera auch auf die Mattscheiben der Fernseher gezaubert. Wenn in dem kleinen Studio jetzt das berühmte Rotlicht leuchtet, trifft dies sowohl für die Mikrofone als auch für die nagelneue Kamera zu. Obendrein drehen die Macher eigene Filme, um gerade den Zuschauern, die gesundheitlich vielleicht nicht mehr in der Lage sind,

Deutschland verliehen, die 1989 zum Team dazugekommene Helga Sanders erhielt die Bundesverdienstmedaille.

Die Seniorenwelle von „Radio Vincenz“ im „Haus Alexandra“ ist, wie man mittlerweile hören und sehen kann, nach einigen Jahren der Flaute also wieder mächtig in Fahrt gekommen. Und wer den Elan von Gründer und Chefsprecher Jürgen Sanders kennt, der weiß, was es zu bedeuten hat, wenn aus dem Schornstein des Altenpflegeheimes an der Helmholzstraße eines schönen Sonntages vielleicht doch noch mal weißer Rauch quillt.

Dann nämlich lautet seine Moderation: „habemus papam !“

BÜRGER RETTEN RITTERBURG

Förderkreis weckt Vondern aus Dornröschenschlaf

RAINER SUHR

Manchmal ist es im wahren Leben fast so schön wie im Märchen. Mit „es war einmal“ und „happy end“, mit Bauern und Burgherren, mit drohendem Ungemach und unerschrockenen Kämpfern gegen den Verfall von Anstand, guten Sitten oder – wie in unserem Fall – von alten Gemäuern.

Schließen wir die Augen und lauschen der jüngeren Geschichte von Burg Vondern: dem einzigen bis in unsere Tage erhaltenen gotischen Profanbau in ganz Nordwest-Deutschland, einem bauhistorischen wie stadthistorischen Kleinod.

Gut versteckt zwischen Eisen- und Autobahn, fast vergessen von Denkmalpflegern und Heimatforschern, dümmerte die Burg anno 1982 dem sicheren Verfall entgegen. Das Herrenhaus diente als Hühnerstall und Heuschober, auf dem Hof kauten die Schwarzbunten von Bauer Paaßen wider. Im nördlichen Torturm hatte sich der

Pächter selbst häuslich niedergelassen. Jedenfalls so gut es die Örtlichkeiten erlaubten: Mit Plumslo, Kohleofen in der engen Wohnküche, notdürftig abgedichteten Fenstern und fließend kaltem Wasser.

Kurzum, gut 700 Jahre nach der ersten urkundlichen Erwähnung eines Herrnsitzes derer von Vondern am Standort der heutigen Burg präsentierten sich die historischen Gebäudeteile in einem erbärmlichen Zustand. Prosaisch würde man vielleicht vom „Zahn der Zeit“ sprechen, der an den Vonderner Ziegeln nagte. Eher technisch denkende Beobachter würden von „erheblichem Substanzverlust durch unsachgerechte Nutzung“ sprechen.

So oder so: Anfang der 80er Jahre drohte der Burg sogar die Abbruchbirne! Bei den seinerzeit geschmiedeten Plänen zur Verlängerung der Autobahn 31, dem sogenannten „Ostfriesenspieß“, stand

das ehrwürdige Gemäuer schlicht im Weg.

In bester Schildbürgermanier schien das letzte Stündlein der Burg eingeläutet. Zur Ironie des Schicksals zählte jedoch, daß ausgerechnet in dieser brenzligen Situation die Zukunft eines steinerne Zeugen der Vergangenheit gesichert wurde. Dank einer Handvoll Idealisten, die sich um den jungen Bauunternehmer und damaligen Vorsitzenden des Osterfelder Bürgerrings, Dirk Grünewald, sowie um den Architekten Hans Berger scharten.

„Ich konnte einfach nicht tatenlos zusehen“, erinnert sich Grünewald heute. Kurzfristig trommelte er eine Bürgerinitiative zur Rettung der Burg zusammen. Schon beim zweiten Treffen – ganz authentisch bei Kerzenschein hinter den verriegelten Fenstern des zugigen Herrenhauses – wurde die Gründung eines e.V. zur Rettung der Burg beschlossen. Die Autobahnpläne waren zwar rasch vom Tisch, der frisch gegründete Förderkreis Burg Vondern mit Grünewald als erstem Vorsitzenden und Berger als seinem Vertreter bekam dadurch jedoch erst recht Rückenwind.

Laut Satzung verfolgt der Verein den Zweck, „die Burg Vondern als kulturhistorisches Denkmal zu erhalten und deren Nutzung durch die Allgemeinheit zu ermöglichen“. Diese Nutzung soll „insbesondere durch die Veranstaltung von Ausstellungen, Vorträgen und Sonderveranstaltungen erfolgen“. Angesichts des trostlosen Zustandes an der Arminstraße ein mehr als ehrgeiziges Unterfangen.

„Wir mußten dicke Bretter bohren und um Vertrauen für unsere Pläne werben“, erinnert sich Grünewald an die Gründungstage des Förderkreises. Denn das beabsich-

tigte Modell war nach Darstellung des Vorsitzenden „bundesweit einmalig“: Ein eingetragener Verein übernimmt die Verantwortung für eine heruntergekommene, aber denkmalwerte Immobilie. Er sorgt nicht nur für ihre Restaurierung, sondern auch für ihre dauerhafte Bewirtschaftung und Öffnung für die Allgemeinheit.

Überzeugungsarbeit

Anfänglicher Skepsis zum Trotz fruchtete die Überzeugungsarbeit gegenüber den Kommunalpolitikern und Denkmalschützern rasch: Ein Jahr nach Gründung des Förderkreises wurde der Überlassungsvertrag „auf unbefristete Zeit“ mit der Stadt Oberhausen unterzeichnet. Sie hatte Burg Vondern 1947 von den Grafen von Nesselrode-Reichenstein übernommen – und hinterließ dem Förderkreis nun ein schwebendes Gerichtsverfahren mit dem langjährigen Pächter Rudolf Paaßen. Seine Familie lebte seit Jahrzehnten auf der Burg. Er selbst ist dort geboren und wollte – mittlerweile im hohen Alter – das Gebäude nun partout nicht verlassen.

Grünwald setzte auf Konsens und erzielte beim Vor-Ort-Termin mit Richter und Pächter auf dem Burghof einen für alle Beteiligten tragbaren Kompromiß: „Wir wollten ja niemanden vertreiben. Aber die bisherige bäuerliche Nutzung stand nicht nur der Sanierung im Wege, sondern bedeutete sogar eine nachhaltige Beeinträchtigung des Gebäudes.“ Da kam Paaßens Portemonnaie und Grünwalds Argumentationslinie eine Abschlachtprämie der Europäischen Union für Rindvieh gerade recht.

Die Kühe verschwanden, der Bauer durfte bleiben und zog sogar aus seiner spartanischen Unterkunft in der Torburg ins Herren-

haus, wo ihm der Förderkreis eine kleine Wohnung mit Toilette und eigenem Bad einrichtete. In den folgenden Jahren entwickelte sich Paaßen als „Burgherr“ zu einem erklärten Freund des Förderkreises und war für kleinere Hausmeisterarbeiten bis ins hohe Alter rasch bei der Hand.

Mit Aus- und Nachbesserungen war es angesichts des schlechten Zustandes insbesondere des Herrenhauses jedoch nicht getan: Eine Totalsanierung drängte, um den Verfall der Burg zu stoppen, sie der Nachwelt zu erhalten und eine zeitgemäße Nutzung zu ermöglichen.

Sowohl bei den Planungen als auch bei der Umsetzung erwies es sich als glücklicher Umstand, daß die Vereinsführung mit Grünwald und Berger gleich aus zwei Männern „vom Bau“ bestand. Beide, so erinnert sich Grünwald, verbrachten in dieser Phase mehr Zeit auf der Burg als in den eigenen Betrieben. Vor allem während einer zweijährigen Arbeitsbeschaffungsmaßnahme:

Bausünden ausbügeln

In den Jahren 1985 und 1986 waren mit Unterstützung der Stadt und des Arbeitsamtes gleich sieben schwervermittelbare Arbeitslose und drei Sozialhilfeempfänger dauerhaft mit der Restaurierung des Herrenhauses beschäftigt, das später als die gotische Vorburg entstanden ist und in mehreren Baustufen irgendwann zwischen dem ausgehenden 17. Jahrhundert und Mitte des 18. Jahrhunderts errichtet wurde.

Zu den ersten Aufgaben der ABM-Kräfte gehörte es, die Bausünden vor allem aus der Nachkriegsära auszubügeln. Denn die Unterbringung von Flüchtlingen und später von Bergleuten in



Beim Gang durch den Torbogen tritt der Besucher ein in ein lebendiges Stück Vergangenheit

einem provisorisch hergerichteten Wohnheim hatte notdürftige sanitäre Einrichtungen und behelfsmäßige Einbauten hinterlassen, die dem Ursprungszustand des Gebäudes nicht entsprachen.

Bauleitung, Bauaufsicht und Materialbeschaffung für die ABM übernahm der Förderverein. „Gewissermaßen ein mittelständischer Handwerksbetrieb mit ehrenamtlicher Führung“, schmünzelt Grünwald im nachhinein. Dabei gestaltete sich das Verhältnis mit dem Landeskonservator als oberstem verantwortlichen Denkmalschützer – vorsichtig formuliert – als nicht ganz unproblematisch.



Finanz-Fehde

Grünewald drückt es in bester Tradition der Fehden und kleineren Scharmützel aus der Burggeschichte drastischer aus: „Einmal wäre ich am liebsten handgreiflich geworden.“ Zankapfel war wie so oft das liebe (oder besser: das fehlende) Geld. Ungeachtet der begrenzten öffentlichen Förderung und der knappen eigenen Ressour-

cen des Förderkreises hatte der Konservator nach Grünewalds Worten „ganz eigene Vorstellungen“ vom Standard der Arbeiten und des zu verwendenden Materials. „Nachdem sich über Jahrzehnte niemand um die Burg gekümmert hat, sollte nun alles vom Fein-

Seit Wiederherstellung der alten Geböfte ist Vondern wieder eine richtige Wasserburg

sten sein.“ Angefangen bei italienischen Bodenbelägen, über teuerste Beschläge bis zu massiven Eichentüren. „Denn“, so die Argumentation des Denkmalschützers: „Furnierhölzer hat es beim Bau der Burg noch nicht gegeben.“ Mit der selben Begründung erhielt der Förderkreis keine Mark für die Elektroinstallation, für Heizung und Toilettenanlagen. – Die gab's früher schließlich auch nicht.



Reinhard Lerch, stellvertretender Vorsitzender des Fördervereins, lädt ein zu fesselnden Führungen

Insgesamt flossen seit 1984 in die Restaurierung der Burg nach überschlägiger Schätzung gut drei Millionen Mark. Etwa 500.000 Mark steuerte der Förderkreis aus Eigenmitteln, Mitgliedsbeiträgen und Spenden bei. Nach dem Herrenhaus und der zweitürmigen Vor-

burg kümmerte sich der Förderkreis zuletzt um die Wiederherstellung des Wassergrabens, der sogenannten Gräfte. Insofern ist Vondern seit 1995 wieder eine „richtige“ Wasserburg.

Davon kann sich eine jährlich wachsende Besucherzahl selbst überzeugen. An jedem dritten



Die Rüstung zählt zu den Exponaten, die der Förderkreis für ein Stadtmuseum zusammenträgt

Sonntag im Monat – immer um 11 Uhr – lädt Vorstandsmitglied Reinhard Lerch, der Nachfolger von Grünewald-Vize Berger, zu spannenden Rundgängen durch die Burg und ihre abwechslungsreiche Geschichte ein. Darüber hinaus gibt es jährlich etwa 50 Sonderführungen für Gruppen oder Schulklassen.

Zur Finanzierung der erheblichen Betriebs- und Unterhaltungskosten – allein die Energiekosten belaufen sich auf über 15.000 DM jährlich – vermietet der Förderver-

ein das Herrenhaus regelmäßig für Sonderveranstaltungen. Im übrigen Kellergewölbe steigen private Feiern, Polterabende oder Firmenfeste. „Nirgendwo sonst habe ich so oft das schöne neudeutsche Wort Ambiente gehört“, wirbt Lerch um Nachahmer. Die oberen Geschosse eignen sich hervorragend für Firmenpräsentationen, Symposien oder Ausstellungen. Regelmäßige Eckpunkte im Veranstaltungskalender des Förderkreises bilden ein bis zwei Kammerkonzerte pro Jahr sowie die Ausstellungen in enger Zusammenarbeit mit dem Kunstverein Oberhausen.

Neben der Wiederherstellung der Gebäude hat sich der Förderkreis in den vergangenen Jahren auch intensiv um die Rekonstruktion der Burggeschichte gekümmert. Insbesondere der Osterfelder Heimatforscher Dieter Kusenberg und Vorstandsmitglied Hans Rebel sind in teilweise detektivischer Kleinarbeit bemüht, Licht in das Dunkel der Vonderner Vergangenheit zu bringen. Das Vereinsarchiv, aus bescheidenen Anfängen erwachsen, füllt nicht zuletzt dank mehrerer bedeutender Nachlässe mittlerweile vier große Schränke. Jede Urkunde, jedes Heft und jede Mappe laden ein zu einer spannenden Zeitreise durch sieben Jahrhunderte.

Das Archiv könnte auch den Grundstock für ein neues Kapitel in der Vonderner Burggeschichte bilden: Der Förderkreis hat nämlich ein Konzept zur Einrichtung eines stadtgeschichtlichen Museums erarbeitet. „Dort könnten auch Fundstücke verschiedener archäologischer Grabungen auf dem Burggelände ausgestellt werden“, erläutert Grünewald.

Sein Plan: Als letzter noch nicht restaurierter Gebäudeteil müssten

das ehemalige Stallgebäude und die südliche Wehrmauer ohnehin noch denkmalgerecht wiederhergestellt werden. Das Obergeschoß des Stallgebäudes könnte dann als Ausstellungsraum für Exponate aus der Burg- und Stadtgeschichte dienen. Im Erdgeschoß schwebt dem Vorsitzenden des Förderkreises eine „eher multifunktionale Nutzung“ vor. Einerseits fehlt im Ortsteil Vondern nach der Schließung des Bürgerhauses und der Gaststätte Groß-Holdermann ein Versammlungsort für Vereine oder größere Gruppen; andererseits sieht Grünewald gerade in den Sommermonaten, wenn viele Ausflügler auf die Burg strömen, den Bedarf für einen kleinen Kiosk sowie öffentliche Toilettenanlagen.

Grob geschätzt, kalkuliert er die Investitionskosten mit mindestens 800.000 DM, abgesehen von den laufenden Kosten eines Museumsbetriebes. Da dürfte es zunächst noch dicke Bretter zu bohren geben – aber darin hat der Förderkreis bisher schon viel Geschick bewiesen.



„GRÜNES LICHT“ FÜR DEN GRÜNEN DRACHEN „TABALUGA“

*Der Strukturwandel in der Neuen Mitte –
oder: Gut Ding will Weile haben*

KLAUS MÜLLER

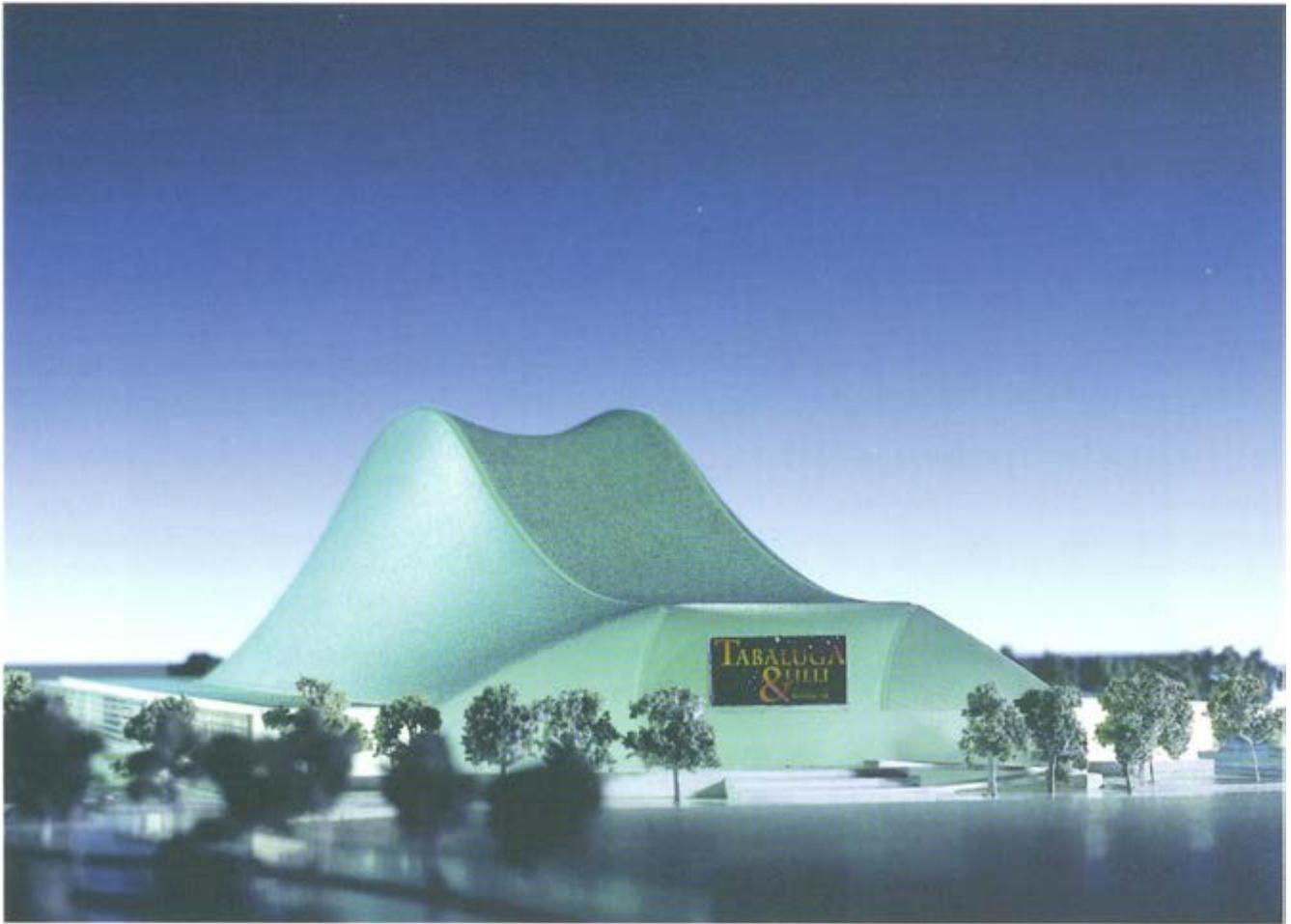
Was haben Nordsee-Urlauber, Dachdecker Meister, Klempner-Azubis, Kneipp-Kurer und Waschmaschinen-Konstrukteure wohl gemeinsam? Nun, sie alle haben es – freilich in völlig unterschiedlicher Art und Weise – mit dem Element „Wasser“ zu tun. Sie alle können daher gleichermaßen bestätigen, welche bisweilen abenteuerlichen Wege sich das nasse Element bahnt, um irgendwie und irgendwann dann aber doch einmal ans Ziel zu kommen. Nein, in diesem Text soll es weder um brausende Sturmfluten, undichte Dächer, leckende Hähne oder geheimnisvolle Kurschatten noch um intelligente Erfinder gehen. Weshalb also dann dieser zugegebenermaßen etwas außergewöhnliche Exkurs in Sachen „Wasser“? Ganz einfach: „Alles im Fluß“ lautete auf Seite 47 des Jahrbuches „Oberhausen '98“ die Überschrift des Berichtes, der den weiteren Strukturwandel in der „Neuen Mitte“ zum Inhalt hatte

und sich mit so interessanten Projekten wie Marina, Homeworld, Aquarium, Zukunftspark, Flugzeugfabrik und „Tabaluga“ beschäftigte. „Alles im Fluß“ trifft auch ein Jahr später den Punkt. In den zurückliegenden zwölf Monaten sickerten bei allen Vorhaben immer wieder neue Informationen, Planungsabsichten und Modelle durch. Und immer wieder neue Umwege taten sich auf, die zwar zu zeitlichen Verzögerungen, aber in keinem Fall zum Versiegen der Quelle namens „Strukturwandel“ führten. Werfen wir also einen Blick auf die aktuellen „Wasserstandsmeldungen“, ah: Zwischenergebnisse.

Die erfreulichste Nachricht: „Tabaluga & Lilli“, das wunderschöne Rock-Märchen aus der Feder von Peter Maffay, kommt definitiv nach Oberhausen und wird im Spätsommer '99 Premiere feiern. Totgesagte fauchen eben länger. Allerdings benötigten die Macher um den kleinen grünen Drachen ei-

nen langen Atem: Zwischenzeitliche Finanzierungs-Probleme ließen nicht nur den ursprünglich geplanten Premierentermin Ende '98, sondern bisweilen auch das gesamte Vorhaben als unrealistisch erscheinen. Letztlich war es Maffay selbst, der finanziell im großen Stil einstieg und mit der Münchner EM-TV einen starken Partner präsentierte. „Umgebaut“ wurde auch der Aufführungsort: War zu Beginn von einem Theater in Festbauweise die Rede, wurde vorübergehend eine moderne Zeltkonstruktion wie im Fall des Kölner „Gaudi“-Komplexes favorisiert.

Das jetzt präsentierte endgültige Modell überzeugt gleich in mehrfacher Hinsicht. Da ist zum einen das extravagante Äußere: Es ähnelt mit dem 2500 Quadratmeter großen vorgelagerten Foyer und dem sich anschließenden, satte 28 Meter hohen Theater nicht nur aufgrund der grünen Farbe ganz verblüffend einem Drachenkopf. Da ist zum anderen das in jeder Hinsicht beeindruckende Innenleben: Garderoben und Restaurant auf Eingangsniveau hinter sich lassend, schreitet der Besucher auf einer Freitreppe empor, um seinen Platz im Parkett des 1750 Sitze umfassenden Zuschauerraumes einzunehmen. Dank des dynamisch ansteigenden Parketts hat jeder Besucher einen fulminanten Blick auf die Bühne, von der kein Tabaluga-Gast weiter als 25 Meter entfernt Platz nimmt. Die Örtlichkeiten des eigentlichen Geschehens, die Hauptspielfläche und in den Zuschauerraum ragende Satellitenbühnen, wurden von Peter Maffay in Zusammenarbeit mit dem Oberhausener Architekten Jürgen Weimer speziell auf das Rock-Märchen „Tabaluga & Lilli“ bezogen entwickelt und entworfen und nahe-



zu unverändert in das jetzige Haus übernommen. Hufeisenförmig umgibt den Bühnen- und Zuschauerbereich ein zweigeschossiges Massivbauteil, in dem Künstlergarderoben, Probenräume, die Kantine, die Verwaltung und die Haustechnik untergebracht sind.

Das Beste aber: Die Finanzierung des architektonisch ansprechenden, 42 Millionen Mark teuren Gebäudes, in dem ab August '99 rund 300 Menschen neue Arbeit finden, ist laut Oberbürgermeister Burkhard Drescher bis auf den letzten Pfennig gesichert, die Baugenehmigung wurde bereits erteilt. Und:

Mit der Oberhausener August Heine-Bauunternehmung wurde sogar ein örtlicher Generalunternehmer gefunden. „So etwas baut man nicht alle Tage“, kommentierte denn auch Geschäftsführer Ewald Lammert den Großauftrag, der für eine gute Auslastung in den bevorstehenden Wintermonaten sorgen werde.

Schließlich ist mittlerweile auch die Geschäftsführung der „TheatrO CentrO GmbH“ komplett: Neben Rüdiger Fölske, der sich in erster Linie um die Bereiche Vertrieb, Marketing und Produktion kümmert, wurde die gelernte Betriebs-

*So sieht es aus:
Das neue Zubause des kleinen
grünen Drachen Tabaluga*

wirtin Brigitte LeProhon in die Führungsetage berufen. Die ehemalige Geschäftsführerin der Ogden Oberhausen Entertainment GmbH arbeitete zuletzt als Hallenchefin der CentrO-Arena. Nur einen Steinwurf entfernt kümmert sie sich nun um die Bereiche Administration und Controlling bei „Tabaluga“.

„Gläserner Mensch“

Noch nicht so weit gediehen, dafür aber nicht weniger spannend sind die Planungen für das circa 60



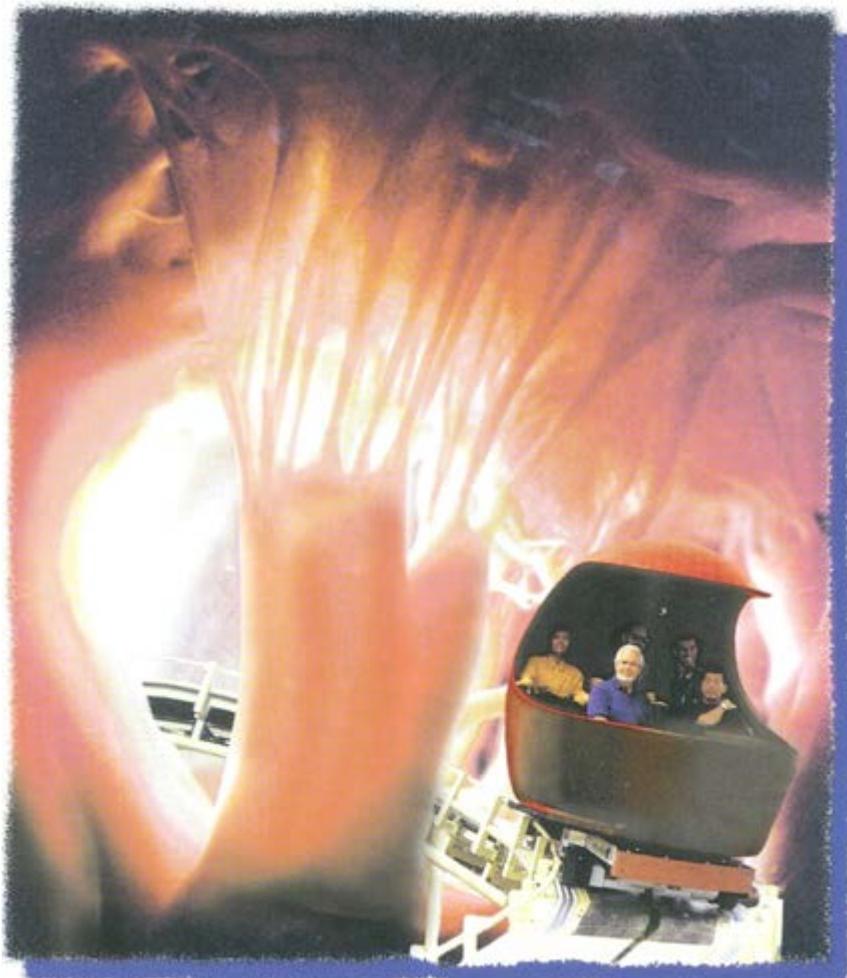
*200 Meter lang, 40 Meter breit
und 65 Meter hoch:
Der „Gläserne Mensch“*

Hektar große Stahlwerk-Gelände jenseits der Osterfelder Straße, das unter dem Stichwort „O.Vision - Zukunftspark Oberhausen“ für eine weitere Touristen-Attraktion sorgen soll. Ausgehend von den Projekten „Gläserner Mensch“ und „Multi-Media-Erlebniswelt“ soll ein Technik-Erlebnis-Park entwickelt werden, der die vorgesehenen, zu ganz unterschiedlichen Wissensbereichen gehörenden Erlebnisfelder ordnet. Die einzelnen Themenparks sollen dabei um Freizeiteinrichtungen ergänzt werden, die entweder eigenständige Angebote darstellen können (wie beispielsweise Indoor-Skiing) oder aber eng verknüpft sind mit den Technikbereichen (wie Imaxx-Kino und 3-D-Simulatoren). Ein dritter Schwerpunkt liegt in der Ansiedlung von produzierender High-Tech-Industrie. Bekanntlich überlegt der Flugzeugbauer Walter Ex-

*Etwas für Insider:
Die Fahrt durch den eigenen
Körper*

tra, auf dem Gelände eine „Gläserne Flugzeugfabrik“ zu errichten. Eine Entscheidung ist hier allerdings noch nicht gefallen.

Das trifft auch auf den „Gläsernen Menschen“ zu, für den allerdings mittlerweile schon mal eine Machbarkeitsstudie vorliegt. Diese gibt sowohl in technischer als auch in wirtschaftlicher Hinsicht „Grünes Licht“. Die Planungen, Überlegungen und Konzepte sind schlichtweg genial: Ein „begehbarer Mensch“ soll entstehen, dessen Inneres den Besucher zu einer spannenden Reise durch den Körper einlädt.



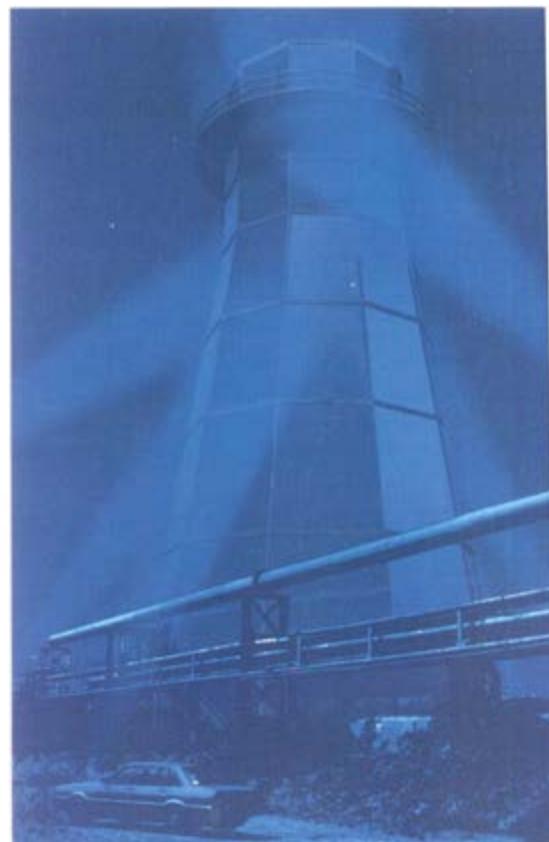
Bereits die Gestaltung des Gebäudes stimmt ein auf das, was den Betrachter erwartet. Die äußere Gestalt orientiert sich an einem androgynen, auf dem Bauch liegenden menschlichen Wesen. Zwischen den Beinen ist in einer Höhe von circa sieben Metern eine Terrasse denkbar.

Der Eingang könnte sich im Bereich unterhalb des Oberkörpers befinden. Die vorgesehenen Illu-

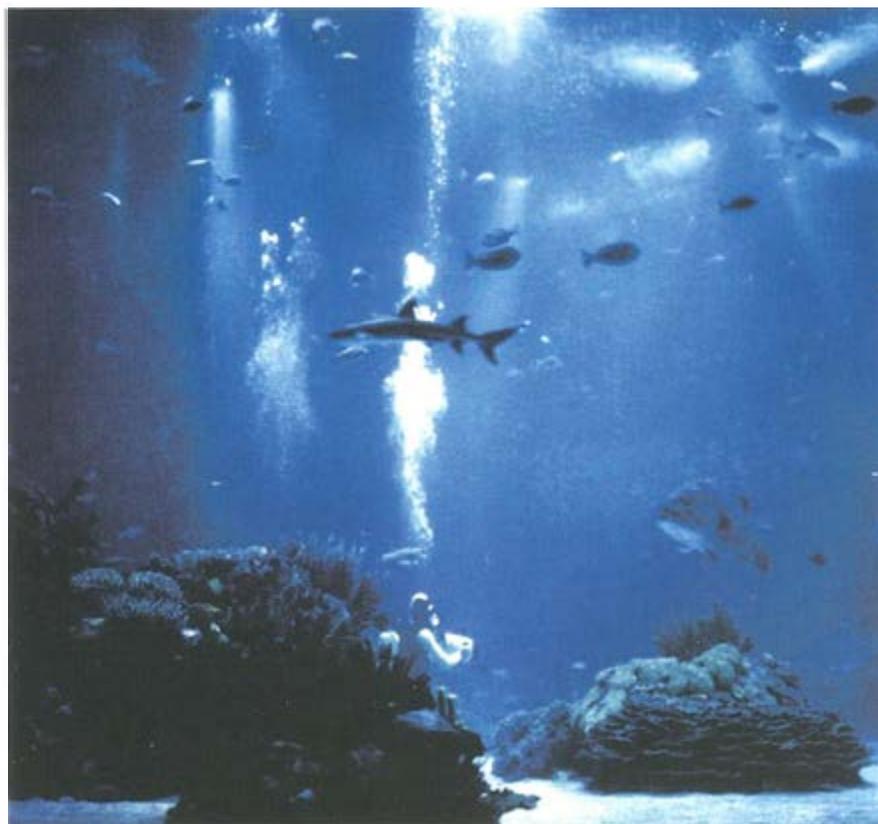
mung und Stimmbildung, Geschlechtsorgane und Fortpflanzung, Hormonsystem, Gewebe im Körper (Haut, Knochen und Gelenke, Muskulatur) sowie die Abteilung Gehirn, Nerven und Reflexe.

Lunge lädt zur Besichtigung

Das größte Publikumsinteresse freilich dürften zwei Bahntrassen finden, bei denen Fahrten durch den menschlichen Körper ermög-



„Blue Screen“-Effekt:
Multi-Media-Erlebniswelt
im Zukunftspark



Auf Tauchstation:
So könnte es im Aquarium
ab 2001 aussehen

strations- und Interaktions-Bereiche für die Besucher sollen nach den bisherigen Planungen in folgende Einheiten zusammengefaßt werden: Ernährung und Verdauung, Herz und Kreislauf, Lunge, At-

licht werden sollen. Die erste Schleife im Erdgeschoß könnte mit der Speiseröhre beginnen und würde dann in den Magen führen. Von dort aus ginge die Reise durch den Zwölffinger- in den Dünndarm, wobei der Fahrgast die Einflußöffnungen der Bauchspeicheldrüse und des Gallenganges

passiert. Nach der Durchfahrt der Niere erfolgt der Ausstieg. Wem danach ist, kann sich mit einem Imbiß stärken, um sodann im 1. Obergeschoß das eigene Herz-Kreislauf-System zu „erfahren“. Hier sehen die bisherigen Planungen vor, daß der Besucher durch eine Röhre, die ein Blutgefäß darstellt, in den rechten Vorhof des Herzens gelangt. Durch die Herzklappe könnte es dann in die rechte Herzkammer gehen. Anschließend lädt die Lunge zur Besichtigung ein, che einem beim Abstecher durch die Bronchien vor Erstaunen bald die Luft wegbleibt. Ein fürwahr abenteuerliches

Projekt, für das man den Verantwortlichen einen ähnlich langen Atem wie denen von „Tabaluga“ wünschen möchte.

Apropos langer Atem: Den mußte auch „Homeworld“-Vorstandschef Dieter Krösche unter Beweis stellen: Der wollte bekanntlich bereits im Januar '98 den Firmensitz seiner Gesellschaft von Holzminnen nach Oberhausen verlagern, um auf dem Areal hinter dem Centro die weltgrößte Musterhaus-Ausstellung samt Bauherrenzentrum und ganzjährig geöffneter Baufachmesse zu realisieren. Um mit den Erschließungsarbeiten aber überhaupt erst beginnen zu können, mußte die Deutsche Bahn AG die Genehmigung zum Abriss einer am Areal vorbeiführenden Bahndamm-Stützmauer erteilen. „Zügig“ ist wohl etwas anderes: Fast ein Jahr beschäftigten sich Sta-

tiker und Gutachter der Bahn AG damit, die Weichen für die „Homeworld“ endlich zu stellen. Zwölf Monate, in denen Krösche eigentlich schon die ersten 50 Musterhäuser renommierter Hersteller aus dem In- und Ausland errichten haben wollte. Die Verträge sind auch längst unter Dach und Fach, nur die Bauarbeiten konnten noch nicht beginnen. Und das liegt laut Krösche auch daran, daß die Finanzierung des benachbarten Aquariums von Weltformat immer noch nicht „in trockenen Tüchern“ ist. Sollten sich dort die Verhandlungen weiter verzögern, kündigte Krösche bereits offiziell an, die erste „Homeworld“ nicht in Oberhausen, sondern in Brandenburg zu errichten.

„Ein dicker Fisch“

Jochen Twiehaus, Geschäftsführer der „Aquarium Park Oberhau-

sen“-Gesellschaft, sieht die Sache gelassen. Er verweist auf insgesamt elf, teilweise dreisprachig zu erstellende Verträge, die allesamt ineinandergreifen und die Verhandlungen ausgesprochen kompliziert machen würden. Gleichwohl ist er guten Mutes, daß die Vorarbeiten für das 305 Millionen Mark teure Projekt in Kürze abgeschlossen werden können: „Ich brenne darauf, endlich in meine Baustellenstiefel steigen zu können, die bereits seit Monaten neben der Bürotür stehen“, so Twiehaus.

Auch Oberbürgermeister Burkhard Drescher ist davon überzeugt, daß das ehrgeizige Vorhaben des Investors Peter Chermayeff nach Oberhausen kommt. „Ein dicker Fisch für Oberhausens Neue Mitte ist das Groß-Aquarium. Der Amerikaner Chermayeff gilt als König der künstlichen Meere“, schreibt



*„Aufgepaßt Leute:
1999 komme ich
nach Oberhausen!“*

Drescher in der jüngsten Ausgabe von „O.Direkt“. In den USA, Japan, Italien und Portugal würden dessen faszinierenden Unterwasserwelten schon jetzt jedes Jahr mehrere Millionen Besucher in ihren Bann ziehen. „Und bald auch in Oberhausen: Nach erfolgreichem Abschluß der Finanzierungsgespräche und nach Genehmigung aller Pläne kann kurzfristig mit dem Bau des Aquarium-Parks begonnen werden. Die Eröffnung ist für das Frühjahr 2001 geplant“, so Drescher weiter.

Alles im Fluß also? Während manches Projekt bereits in trockenen Tüchern ist, befinden sich andere nach wie vor noch in der Planungsphase. Aber wie heißt es doch so schön: „Gut Ding will Weile haben!“

DREI SÄULEN UNTER EINEM DACH

*25 Jahre
Revierpark Vonderort*

ASTRID KNÜMANN

Wenn diese Bäume reden könnten, dann würden sie uns vielleicht jede Menge Geschichten erzählen. Zum Beispiel die Geschichte von Jens und Silke, deren Namen irgendwann in ihre dunkle Rinde geritzt wurden. Mit einem Herzen drumherum. Längst verwittert. Doch wer weiß, vielleicht sind das ja Jens und Silke, die da hinten am Teich auf der Bank sitzen. Und vielleicht kommen die beiden seit 25 Jahren hierher, in den Revierpark Vonderort.

Ein Park im Revier, ein Revierpark. An sich nichts Besonderes. Doch der Vonderorter Park feiert sein 25jähriges Bestehen. Und damit ist er längst aus den Kinderschuhen raus. Kaum jemand, der seine Wege nicht kennt, der noch nie einem Konzert am Pavillon gelauscht hat oder dessen Kinder nach dem Toben am Wasserspielplatz nicht reif für die „Kochwäsche“ gewesen wären. Die Statistik belegt den Andrang auf den Park:

Immerhin zählt das Bad rund 300 000 Besucher in jedem Jahr, in der Eislaufhalle sind es in sechs Monaten 100 000.

Der Revierpark Vonderort ist ein Glied in einer ganzen Kette solcher Freizeitparks. Schon 1965/66 gab es den Gedanken, von West nach Ost (von Duisburg bis Dortmund) durch das Ruhrgebiet fünf Revierparks zu bauen. Sie sollten rund 25 Hektar groß sein und der Bevölkerung als Spiel- und Sportstätten zur Verfügung stehen. Und außerdem sollten hier „drei Säulen unter einem Dach vereint werden“, erinnert Parkleiter Herbert Wesely an die Anfänge in Vonderort. Dazu gehören das Freizeithaus, das Bad und der Park.

Und weil so ein Park nicht nur Jens und Silke ein romantisches Stelldichein ermöglichen will, sondern von möglichst vielen Menschen besucht werden soll, war der Standort an der Stadtgrenze zu Bottrop geradezu ideal. Der Revier-

park läuft seit 1974 unter der gemeinsamen Regie der Städte Oberhausen und Bottrop sowie des Kommunalverbandes Ruhrgebiet, die „Gesellschaft Revierpark Vonderort GmbH“ wurde bereits 1971 gegründet. Eines ist in all den Jahren gleich geblieben: Hier soll Platz sein für alle, ob jung, ob alt, ob Familie oder Single.

Als damals das Freizeithaus entstand, war das etwas ganz Neues in der Freizeitlandschaft. Hier konnte jeder das Programm mitgestalten. Das ließen sich die Menschen in den Aufbaujahren nicht zweimal sagen. Es entstanden Arbeitskreise – sage und schreibe mehr als 20 waren es anfangs. Das hat sich inzwischen geändert, das Freizeitangebot ist überall groß. Die Zahl der Arbeitskreise sank. Doch noch immer bleiben einige „bei der Stange“ – darunter der Kunstkreis „atelier“, der mit regelmäßigen Ausstellungen Farbe ins Freizeithaus bringt. Und der Kinderkleidermarkt „brummt“ seit rund 20 Jahren.

Mit seinem natürlichen Waldbestand bot und bietet der Park Möglichkeiten, sich zu entspannen. Und eines ist auch anders als andernorts: Hier ist das Betreten der Wiesen ausdrücklich erlaubt. Bundesweite Anerkennung heimste der Wasser- und Matschbereich ein. Damals beim Nachwuchs ebenso beliebt wie heute. Auf den Teichen werden Modellboote manövriert, wer sich selbst aufkühle Naß wagt, kann für eine Weile auf einem Tretboot Kapitän sein. Sportlicher geht es im Norden des Parks zu – Volleyball, Basketball, Boccia, Fußball, Handball und Tennis kann man hier spielen.

Und last but not least ist das Bad, das mit Solbad, Wellenbad, Sport- und Nichtschwimmer-



becken alles Notwendige zu bieten hat. Herbert Wesely ist sicher, mit dem Konzept des Revierparks auch heute noch richtig zu liegen. Zumal der Besucher nicht erst tief in die Tasche greifen muß, um eingelassen zu werden.

Ganz billig ist die Unterhaltung eines solchen großen Parks nicht. Auf sechs Millionen Mark pro Jahr wird der Etat beziffert. Wesely: „Was nicht reinkommt, läuft als Zuschuß. Doch rund vier Millionen spielen wir selbst durch unsere Aktionen ein. Die restlichen zwei Millionen teilen sich die Gesellschafter.“

Neue Trends erkennen

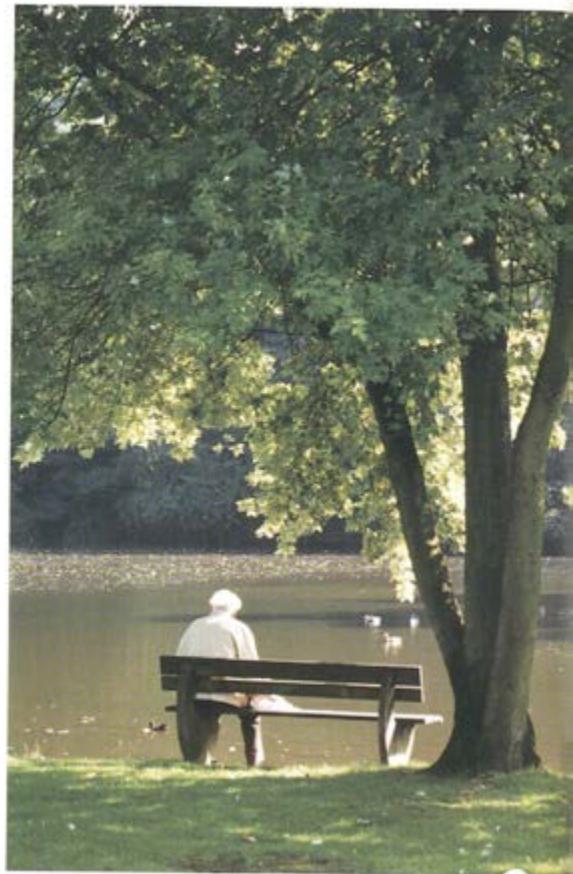
Doch der Revierpark kann und will sich nicht auf seinen Lorbeeren ausruhen. Immer wieder müssen neue Trends erkannt werden, muß sich einiges ändern im Park und in den Einrichtungen, um auch in Zukunft attraktiv zu bleiben. So wurde und wird einiges „umgemodelt“. 1991 entstand das Thermal-Solbad, 1997 kam eine neue Saunalandschaft mit Damen-, Herren- und gemischter Sauna so-

*Im Thermal-Solbad kommt
Urlaubsstimmung auf*

wie mit Saunagarten und Dampfbad hinzu. Geplant ist jetzt eine neue, überdachte und zeitgemäße Badelandschaft für die Jugend und die Familien. Und in der Eislaufhalle wird sich einiges ändern – sowohl hinsichtlich der Laufzeiten als auch bei der Technik. Im Freizeithaus schließlich streben die Organisatoren eine noch höhere Auslastung an. Und wer den Park per Drahtesel erreichen will, der findet seit 1998 eine eigens eingerichtete Fahrradservicestation vor.

Im Jahr des 25jährigen Bestehens wird es keine Großveranstaltungen geben, keine Kirmes, wohl aber Konzerte, Spiel- und Sportangebote, vielleicht auch Open-Air-Kabarett. Außerdem ist eine große Ausstellung geplant, in der Künstler, die einst im Freizeithaus des Revierparks die ersten künstlerischen Schritte ans Licht der Öffentlichkeit wagten, ihre Werke von heute präsentieren.

Und wer sich zur Weihnachtszeit



*Zeit für Muße und Entspannung
finden die Besucher
im Revierpark*

in die Eislaufhalle begibt, den soll eine Winterlandschaft in ihren Bann ziehen. Herbert Wesely: „Einfach rumlaufen kann man auf 13 Bahnen in Nordrhein-Westfalen. Wir wollen eine ganz besondere Atmosphäre entstehen lassen, es soll Eisberge geben und Bäume.“ Festhalten wird man hingegen an Bewährtem – zum Beispiel an dem Bambini-Kurs und an der Lehrerschulung. Wesely: „Es gibt halt unter den Anfängern viele ‚Wackelpeter‘. Und entsprechend hoch waren anfangs die Verletzungszahlen, denn schließlich ist Oberhausen keine Eislaufstadt. Also haben



*Beliebt bei Jung und Alt:
die Eislaufhalle*



*Ob tauchen oder planschen:
In der Badelandschaft
des Revierparks kommen
alle auf ihre Kosten*

*Im Freizeithaus treffen sich
regelmäßig die Modellbauer*



wir die Lehrer geschult und die Schulen angesprochen. Das hat sich ausgezahlt.“ Und der Parkleiter erinnert sich, wie er damals den Lehrern die Schönheit des Eislaufens nahe gebracht hat: „Sie sagten natürlich: Wir gehen, wenn Sie uns das vormachen. Und ich hatte noch nie auf Schlittschuhen gestanden. Also hab' ich nach Feierabend die Kufen untergeschnallt

und Eislaufen gelernt – auf rund 100 000 Litern gefrorenen Wassers.“

Noch heute freut sich Herbert Wesely, daß das damals so gut geklappt hat. Heute findet man ihn eher selten auf dem glatten Untergrund. Dafür ziehen im Winter wieder die ganz Kleinen ihre Kreise auf dem Eis – der Bambinikurs ist seit Jahren ein Renner und

außerdem ein Augenschmaus für jeden, der den kleinen Kurvenkünstlern zuschaut.

Auf eines können sich die Besucher auch künftig verlassen, verspricht Herbert Wesely, „daß wir alles tun werden, um weiterhin attraktiv zu bleiben.“ Ob er dafür wieder selbst aufs Eis geht, hat er nicht verraten: „Aber an Ideen mangelt es nicht.“

DAS DEPOT BLEIBT DEPOT

*Rheinisches Industriemuseum
ist neuer Nutzer des Behrens-Lagerhauses*

HELMUT KAWOHL

„Ich bin gerne bereit, Ihnen Aufnahmen von einem größeren Gebäude, das in der letzten Zeit entstanden ist und mir selbst vielleicht als das erscheint, an dem es mir gelungen ist, meine Kunstanschauungen am klarsten verwirklichen zu können, zu überlassen. Es sind dieses das Zentralmagazin und das dazugehörige Verwaltungsgebäude der Gutehoffnungshütte Oberhausen, Rheinland.“

So antwortete der berühmte deutsche Architekt Peter Behrens (1868 - 1940) auf der Berliner Bauausstellung 1931 auf die Frage der „Wochenschau“, welches Bauwerk er für seine beste und reifste Schöpfung halte.

1920 hatte Behrens im Auftrag der Gutehoffnungshütte (GHH) in Oberhausen das Hauptlagerhaus und das Verwaltungsgebäude entworfen und geplant, von 1921 bis 1925 ist der Komplex an der Essener Straße errichtet worden. 1992,

rund 70 Jahre später, bot sich für den Landschaftsverband Rheinland eine einmalige Gelegenheit: Nach der endgültigen Aufgabe des Stahlstandortes Oberhausen stand das ehemalige Hauptlagerhaus der GHH für eine neue Nutzung zur Verfügung. Mit Unterstützung des Landes Nordrhein-Westfalen wurde das industriehistorisch bedeutende Baudenkmal für das Rheinische Industriemuseum erworben. Zuvor ein zentraler Unterbringungsort für sämtliche Verbrauchsgüter eines der größten stahlerzeugenden und -verarbeitenden Unternehmen an Rhein und Ruhr, wurde es in den folgenden Jahren zum zentralen Magazin eines der außergewöhnlichsten Museumsprojekte der Region umgebaut.

Am 30. August 1998 war es soweit: Das neue Hauptdepot des Rheinischen Industriemuseums (RIM) in Oberhausen wurde eröffnet. Künftig werden sämtliche Exponate des RIM und seiner sechs

Standorte in Nordrhein-Westfalen, die nicht in aktuellen Ausstellungen zu sehen sind, dort aufbewahrt. Mit einer Sonderausstellung zum Künstler, Architekten und Industriedesigner Peter Behrens in der 5. Etage des alten und neuen Depots wurde das Gebäude erstmalig für die interessierte Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Ilse Brusis, NRW-Ministerin für Arbeit, Soziales, Stadtentwicklung, Kultur und Sport, nannte es ein Ziel des Landes, Zeugen der Vergangenheit zu erhalten und neue Nutzungen für sie zu finden: „Das Lagerhaus der ehemaligen Gutehoffnungshütte ist ebenso wie der Gasometer ein Ort, der die Geschichte der Stadt Oberhausen erlebbar werden lässt. Solche Landmarken sind nicht nur Orte des Erinnerens, sie können den Menschen auch als Brücken in die Zukunft dienen.“ Für vier Millionen Mark hatte das Land den Peter Behrens-Bau erworben und anschließend weitere elf Millionen Mark für eine behutsame und umfangreiche Sanierung und Renovierung bereitgestellt.

Als Peter Behrens Anfang der 20er Jahre von der Gutehoffnungshütte den Auftrag erhielt, ein zentrales Lagerhaus für die Bewirtschaftung der im Stadtgebiet verteilten Betriebe zu bauen, war er bereits ein bekannter Baukünstler. Zahlreichen Bauten, die er in ganz Deutschland und im Ausland errichtete, gingen auch einige Entwürfe und Bauprojekte im Rheinland voraus: Bereits in den Jahren 1911/12 entstand nach seinen Plänen das Verwaltungsgebäude der Mannesmannröhrenwerke in Düsseldorf. Entwürfe für eine Hochgarage, eine Industrieausstellungshalle, das Innere der Pfarrkirche St. Lambert in Essen, die nie zur Ausführung kamen, folgten. Nicht zu

vergessen die Planung für das Verwaltungsgebäude der Rombacher Hüttenwerke Concordia in Oberhausen. Ende 1926/27 rühmte der Essener Oberbürgermeister Bracht anlässlich der Sonderausstellung „Peter Behrens und seine Wiener Meisterschule“ in Essen Behrens als „bedeutenden Führer auf dem Gebiet des Industriebaus und Vorkämpfer eines neuen architektonischen Stilwillens“. Er sah in der Architektur von Behrens „die Verkörperung unseres Zeitgeistes“.

Berater der AEG

Die künstlerische Laufbahn von Peter Behrens begann mit Gemälden und Grafiken. Aber auch der angewandten Kunst galt das Interesse dieses äußerst kreativen Menschen. Er entwarf Alltagsgegenstände wie Türklinken, Geschirr, Besteck, Gläser, Teppiche oder Bucheinbände und war Mitbegründer der Münchener „Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk“. Ab 1900 erhielt die Architektur, die „Baukunst“, großen Stellenwert in seiner künstlerischen Entwicklung. Sein erstes Haus baute er in der Darmstädter Künstlerkolonie Mathildenhöhe. 1907 nahm Peter Behrens seine Tätigkeit als künstlerischer Berater für die AEG in Berlin auf. Massenprodukte wie Ventilatoren und Teekessel entstanden. Er befreite die Produkte von historisierenden Schnörkeln und entwickelte sie material- und funktionsgerecht. Dieses Prinzip übertrug er auch auf die Architektur. Sein erster Industriebau, die Turbinenhalle für die AEG in Berlin-Moabit (1908/09), zeigte offen die konstruktiven Elemente. Dieses wichtige Frühwerk moderner Industriearchitektur verhalf Behrens – Mitbegründer des Deutschen Werkbundes – zu Weltruhm als Industriearchitekt. Mit der Ge-

staltung des Gesamtproduktes AEG wurde er zudem zum Vorreiter eines Konzeptes, das heute bekannt als „industrial design“ oder „corporate identity“ Grundlage industriellen Marketings ist.

Das Jahr 1920 brachte Peter Behrens zwei große Bauaufgaben: Die Farbwerke Hoechst in Frankfurt und das Hauptlagerhaus für die Gutehoffnungshütte in Oberhausen. Die GHH war zu dieser Zeit eines der größten stahlerzeugenden und -verarbeitenden Unternehmen

Vorratshaltung zusammengefasst werden sollte. Alle Verbrauchsgüter und Ersatzteile, vom Fahrradschlauch über den Nagel bis zum Schreibpapier, sollten künftig zentral eingekauft, platzsparend gelagert und auf Anforderung ausgeliefert werden. Erstmals sollte die Warenqualität vor dem Ankauf in einer eigens dafür eingerichteten Prüfstelle untersucht werden.

Die GHH forderte vier Architekten auf, ihre Entwürfe einzureichen: Bruno Möhring, Carl Weigel,



Jetzt Depot des Rheinischen Industriemuseums: Das ehemalige Hauptlagerhaus der GHH

im westlichen Ruhrgebiet. Sie schrieb einen Wettbewerb zur Errichtung eines Verwaltungsgebäudes, eines Hauptlagerhauses, eines Ölkellers und eines Wohnhauses für Angestellte aus. Der Bau des Lagerhauses stand ganz im Zeichen der Rationalisierung: Für die auf den großflächigen Werksgeländen verteilten Betriebsbereiche plante die GHH einen zentralen Ort, an dem die gesamte betriebsinterne

Grunitz und Peter Behrens, der den Zuschlag erhielt. Um den Anforderungen seiner Auftraggeber gerecht zu werden, änderte Behrens seinen Wettbewerbsentwurf noch einmal und reduzierte die ursprünglich geplante Länge des Baus von 140 auf 90 Meter. Formal ist sein Vorschlag gleichgeblieben:



RIM-Chef Prof. Rainer Wirtz freut sich über die vielen Raritäten im Bebhrens-Bau

ein horizontal betonter, kubisch orientierter Baukörper in Skelettbauweise, sachlich und funktional. Da sich das Gebäude in einem Bergsenkungsgebiet befand, erhielt es eine 90 Zentimeter dicke Wanne aus Eisenbeton als Fundament. Das Innere des Lagers strukturierte eine ummantelte Stahlske-

lettkonstruktion auf einem quadratischen Raster von 6 x 6 Metern. Circa 1000 Tonnen Stahl wurden dafür in dem werkseigenen Brückenbaubetrieb der GHH zu Trägern und Stützen verarbeitet. Die Außenhaut entstand als massives Mauerwerk aus Backstein. Die Tragfähigkeit der einzelnen Geschosse wurde den Lagerbedürfnissen angepaßt und variierte von 5000 bis 500 Kilogramm – entsprechend der Maßgabe „das Schwere unten, das Leichte obenauf“. Re-

möglichten die geforderte störungsfreie Anlieferung und den Abtransport der Güter. Die beiden symmetrisch angeordneten Lastenaufzüge und Treppenhäuser befanden sich in versetzten, turmartigen Bauteilen, so daß die Verkehrswege innerhalb der einzelnen Etagen frei passierbar und die Lagerflächen übersichtlich blieben. Schon aus der Ferne beeindruckte das Gebäude bereits damals durch sein geschlossenes, aber spannungsreich gegliedertes Erschei-



gelmäßig angeordnete Fenster geben noch heute allen Etagen ein gutes, gleichmäßiges Licht.

„Zeit der Eile“

Das Erdgeschoß des GHH-Hauptlagerhauses hatte Verteilerfunktion, ein- und ausgehende Waren konnten hier zwischengelagert und geprüft werden. Die das Gebäude vorne und hinten durchgehend flankierenden breiten Rampen mit ihren Überdachungen er-

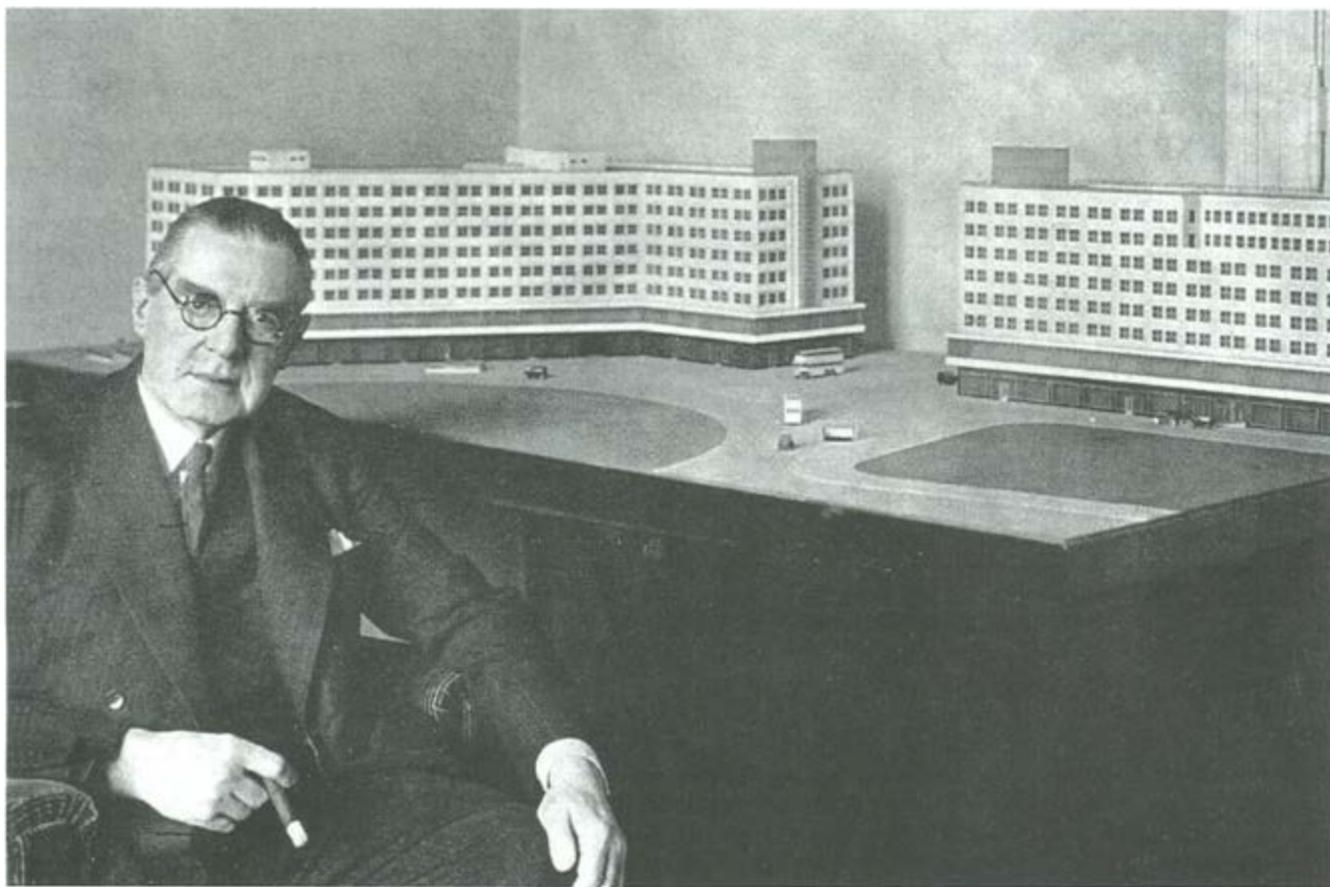
Blick in das 3. Geschoß mit eingebauten Lagerregalen, ca. 1926 (© Peter Behrens, VG-Bild-Kunst)

nungsbild – für Peter Behrens ein Ausdrucksmittel, um in einer „Zeit der Eile“, des flüchtigen Blicks, ein architektonisches Zeichen zu setzen. Eine dichte Reihung quadratischer, von Sprossen unterteilter Fenster pro Etage, abgesetzte Gsimsbänder aus Beton und nicht zuletzt die zurückspringenden,

sich teleskopartig verjüngenden Etagen geben der ansonsten kompakt und flächig wirkenden Fassade ein unverkennbares Profil. Zusammen mit dem Verwaltungsbau setzte das Lagerhaus an der Essener Straße so seit 1925 einen städte-

tige Werk von Peter Behrens, dessen gesamtes Wirken vom Gedanken einer Verbindung von Technik und Kunst sowie von Kunst und Industrie bestimmt war. Leihgaben von Museen und Archiven aus Deutschland bereichern Objek-

ter Ort, den Strukturwandel auch als Wandel der Landschaft wahrzunehmen: Die Fenster in der 5. Etage bieten nicht mehr wie einst Sicht auf rauchende Schloten, Hochöfen und industrielle Produktionsanlagen. Heute fällt der Blick



baulichen Akzent, der diesem Ort einen repräsentativen Charakter verlieh.

Sonderausstellung

Die noch bis Februar 1999 an der Essener Straße gezeigte Sonderausstellung „Das Hauptlagerhaus und sein Architekt Peter Behrens“ des Rheinischen Industriemuseums (Besichtigung nach Anmeldung unter Tel. 0208 / 8579-281) vermittelt Einblicke in das mannigfal-

te und Architekturfotos aus dem eigenen Sammlungsbestand des Industriemuseums. Dem Thema „Strukturwandel in Oberhausen“ ist ein weiterer Ausstellungsbeereich gewidmet. Historische Fotos und ein Industriepanorama des ehemaligen Hüttengeländes aus dem Jahr 1951 erinnern an die industrielle Vergangenheit Oberhausens. Überhaupt ist die oberste Etage des Hauptlagerhauses ein geig-

*Künstler, Architekt und Industriedesigner in einer Person: Peter Behrens (1868 – 1940)
(© Peter Behrens, VG-Bild-Kunst)*

auf die „Neue Mitte Oberhausen“ mit dem Einkaufs- und Freizeitzentrum CentrO., der Arena – aber auch dem anderen bedeutenden Industriedenkmal „Nachbarn“, dem Gasometer, der innerhalb von fünf Jahren europaweit als außergewöhnliche Ausstellungshalle bekanntgeworden ist.

TRENDY MIT EIN WENIG GOTTVERTRAUEN

*Neuer Funpark im Kaisergarten
begeistert Kids aus dem Ruhrgebiet*

NICOLE SCHAUERTE

Die Zeiten, als im Sommer Sätze wie „Advantage Braasch!“ über diesen Platz schallten und Herren in Weiß auf roter Asche einem gelben Filzball hinterherjagten, gehören der Vergangenheit an. Auf dem Gelände am Kaisergarten regiert der Trendsport und dahinter verbergen sich Beschäftigungen, bei denen zum Beispiel Menschen, männlich oder weiblich, auf Schuhen, unter denen eine Schiene mit Gummirollen befestigt ist, über den Platz sausen, oder sie knöchelhoch und barfuß im Sand stehend Bälle über's Volleyballnetz schicken. „open airea“ heißt das Ganze und es liegt (trotz dieses Namens) wirklich außerhalb des Einflußbereiches des amerikanischen Geheimdienstes. Vielmehr steht das Gemeinschaftsprojekt der Stadt Oberhausen und des Zentrums für Ausbildung und Qualifikation, kurz ZAQ genannt, unter der Regie letzterer Organisation und das seit der Eröffnung Ende Mai 1998.

Jochen Kamps, Geschäftsführer der ZAQ und damit einer der „Väter“ des ehrgeizigen Projektes, zieht nach einem halben Jahr Bilanz: „Trotz des überwiegend miesen Wetters in diesem Jahr haben wir inzwischen mehr als 25.000 Besucher bei open airea gezählt. Damit sind wir sehr zufrieden!“ Wenn es gerade mal nicht regnet, registrieren die ZAQ-Leute 300 bis 400 Besucher pro Tag. Vormittags sind viele Schulklassen da – auch aus den Nachbarstädten. „Die Lehrer, die häufig bei uns anfragen, ob sie mit ihren Schülern vorbeikommen dürfen, sind immer wieder überrascht, daß wir kein Eintrittsgeld nehmen,“ erzählt Jochen Kamps. Doch nicht nur Schulen lassen das Telefon in seinem Büro an der HansasträÙe tagtäglich klingeln. Auch andere Kommunen melden sich inzwischen bei ihm in Sachen open airea, wollen wissen, wie dieses Vorzeigeprojekt eigentlich in Zeiten leerer öffentli-

cher Kassen auf die Beine gestellt werden konnte.

Als die Frage aufkam, was nach dem Umzug des OTHC in die Neue Mitte mit dem tollen Gelände am Rande von Oberhausens beliebtestem Naherholungsgebiet passieren soll, war Jochen Kamps wohl aus zwei Gründen der richtige Mann, um daran mitzuarbeiten: Einerseits ist er seit Jahren ein engagierter SPD-Mann in dieser Stadt, andererseits ist bei ZAQ, dem Tochterunternehmen der Arbeiterwohlfahrt, der Umgang mit geförderten Arbeitsmarktprojekten sein „tägliches Brot“. Diese Förderprogramme machten die Realisierung von open airea erst möglich, vor allem unter dem Vorsatz (über den auch Einigkeit herrschte), daß die Jugendlichen dort kein Eintrittsgeld bezahlen müssen.

Besichtigungstermine vor Ort, Gespräche mit jungen Oberhausenern, die klären sollten, was derzeit überhaupt „trendy“ ist, und natürlich Gespräche über Zahlen am runden Tisch, gingen der eigentlichen, knapp einjährigen Bauphase voraus. Im Februar 1997 keimte der Gedanke an eine Trendsportanlage auf. Wollte man sich zu deren Bau einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme bedienen, mußte bis spätestens 28. Juni 1997 der Startschuß erfolgen. Dem mußten noch die Beschlüsse der politischen Gremien vorausgehen und es galt, die Basis Pachtverträge mit der Stadt Oberhausen, der Eigentümerin des Grundstücks, unter Dach und Fach zu bringen. Damit verpflichtete sich ZAQ nicht nur zum Teil aus eigenen Mitteln, sondern auch mit Hilfe von Manpower, den Park zu errichten und später auch zu betreiben. „Ein bißchen Gottvertrauen war schon nötig, um das alles in relativ kurzer

Zeit zu bewerkstelligen“, erinnert sich Jochen Kamps heute. 750.000 DM wurden zunächst für den Bau veranschlagt, da es jedoch bei der Aufbereitung des Untergrundes ein paar Überraschungen gab, lagen die Baukosten am Ende bei etwa 800.000 DM.

Junge Arbeitslose halfen mit

Überall, wo die Arbeiten nur mit speziellen Geräten erfolgen konnten und besonderes fachliches Know How nötig war, arbeitete ZAQ mit Experten zusammen. Ansonsten waren es 24 junge Arbeitslose im Alter von 19 bis 25 Jahren, die open airea aufbauten und sich damit gleichzeitig beruflich qualifizieren konnten. Rund die Hälfte von ihnen konnte inzwischen auch vermittelt werden. „Zum Beispiel bei den Lichtenanlagen haben wir die Gräben für die Kabelverlegung gezogen, die Anschlüsse erfolgten durch das Unternehmen.“ Für die Cafeteria und das Ausrüstungslager ließen sich die ZAQ-Leute etwas Besonderes einfallen: Sie kauften im Duisburger Hafen zwei alte Seecontainer, ließen sie vorab außen von Graffiti-Künstler bemalen und sorgten in Eigenregie für den Innenausbau. Gleiches gilt für die Büroräume, die open airea im Souterrain des ehemaligen OTHC-Clubhauses, das heute von den Wirtschaftsbetrieben Oberhausen genutzt wird, zur Verfügung stehen. Dort finden auch interne Schulungen statt.

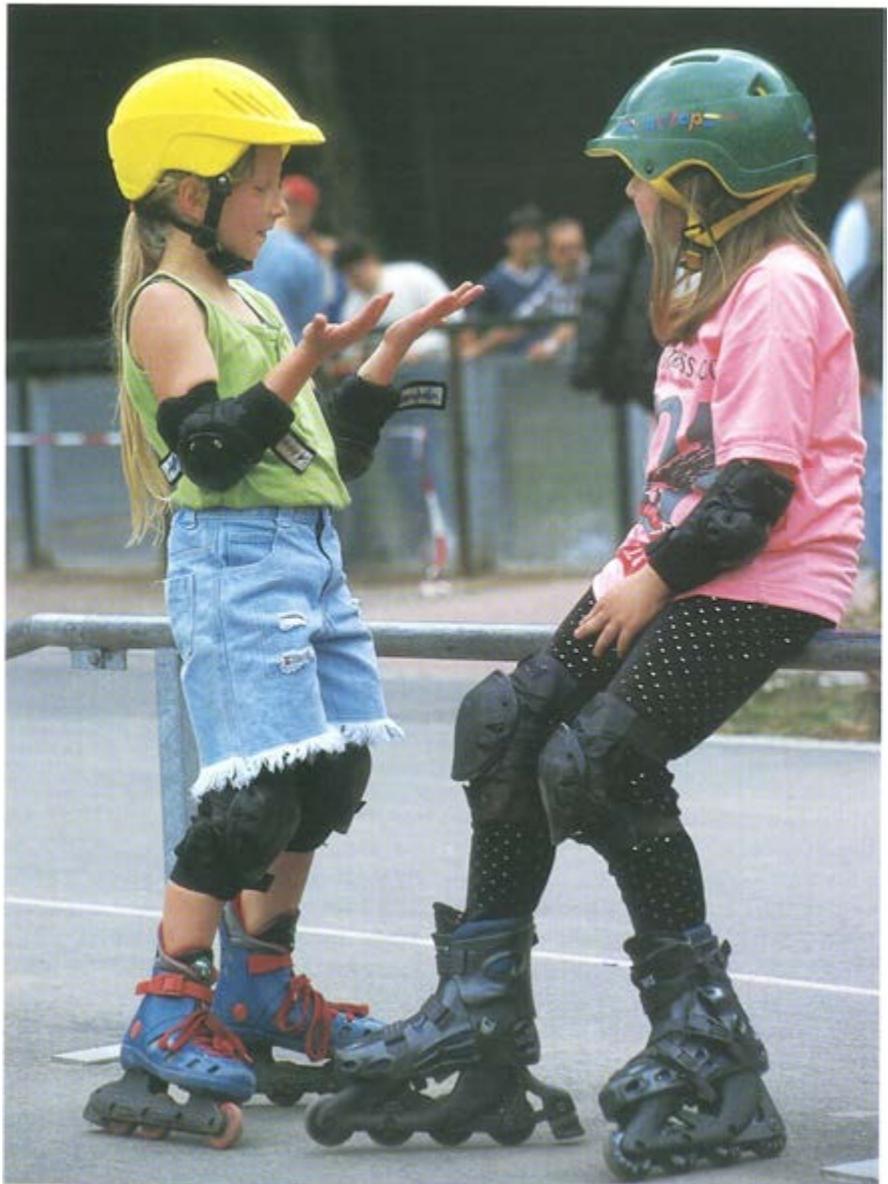
Der kalte Winter 97/98 sorgte für ein paar Verzögerungen im Zeitplan, doch so richtig aus der Bahn geworfen hat er das Vorzeigeprojekt nicht. Am 26. Mai fiel dann der offizielle Startschuß – mit Eröffnungsreden und der Enthüllung eines bunten Kunstbildes. Ein tolles, professionelles Signet leistete sich der Trendsportpark ebenfalls von

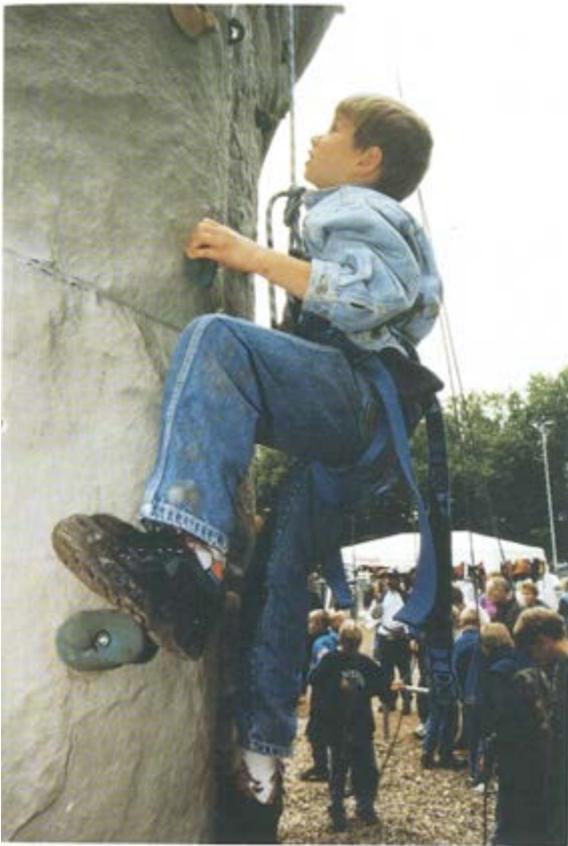
Anfang an und voll im Trend liegt auch die Tatsache, daß man bereits zu Beginn an „Merchandising“ dachte. Das heißt, wer meint, ein T-Shirt oder eine Kappe mit dem Logo „open airea“ würden ihm gut stehen, dem konnte von Anfang an geholfen werden.

Streetsoccer, Streethockey, Eishockey, Klettern an der künstli-

chen „Eiger-Nordwand“, Skateboardfahren mit Halfpipe, Funbox, Miniramps und Cubs, Beachvolleyball, Inlineskaten auf der Bahn und einiges mehr bietet open airea seinen Besuchern auf dem rund

„Na, wie fandest Du meinen neuen Sprung? Echt cool, ne!“





Es muß ja nicht gleich die Eiger-Nordwand sein

6500 Quadratmeter großen Freizeitgelände. Doch Ausruhen gilt nicht! Ein Trendsportpark bleibt nur so lange „trendy“, wie er sich ständig weiterentwickelt. Das wissen auch die Verantwortlichen, und die freuen sich darum besonders über ein etwa 70.000 DM teures Geschenk der Firma „Stabilo“. Eine große Halfpipe aus dem ZDF-Fernsehgarten wird nämlich demnächst auf dem open area-Gelände stehen. Außerdem ist die Sportart Beach-Soccer bereits im Spätsommer ausgesprochen „in“ gewesen.

Inzwischen arbeitet natürlich auch wieder ein neuer Kurs mit 24 Jugendlichen auf und an der Anla-

ge. Denn dort ist in punkto Pflege der Grünflächen, Reinigung und Reparaturen stets einiges zu tun. Zudem gilt es, die Getränke zu verkaufen, den Verleih der Sportartikel zu organisieren und natürlich „Aufsicht“ zu führen. Da die Jugendlichen zudem nur 19,2 Wochenstunden praktisch arbeiten und den Rest der Zeit unterrichtet werden, arbeiten sie derzeit in einem Drei-Schichten-System am Kaisergarten. Acht Jugendliche

heikles Thema. Der Kredit, der für den Bau des Trendsportparks aufgenommen wurde, muß zurückgezahlt werden. Daher setzt Jochen Kamps nicht nur auf die Vermarktung von Werbeflächen auf dem Gelände, sondern auch auf professionelles „Event-Management“: „Bereits in diesem Jahr gab es einige kleinere und größere Veranstaltungen bei uns, das wollen wir 1999 noch verstärken. Vorgesehen sind mindestens vier große und



Beachvolleyball in Oberhausen? Im Kaisergarten ist dies auf zwei Feldern möglich

sind immer vor Ort, sofern nicht Krankheit oder Urlaub dazwischen kommen. Im großen und ganzen macht ihnen der Job, der vielseitige Qualifikationsmöglichkeiten bietet, viel Spaß. Die Aufgaben sind ganz unterschiedlich und reichen von handwerklichen Anforderungen bis zum korrekten Führen der Kasse.

Die Finanzen sind im übrigen ein

pro Monat ein kleineres Ereignis. Das können zum Beispiel Inline-Wettbewerbe, Beachvolleyball-Turniere und ein Kletter-Cup sein.“ Die Frage der Präsentation hängt auch eng mit der Frage nach Sauberkeit und Ordnung bei open area ab. Da sind die Verantwortlichen jedoch sicher, daß der Park auf den richtigen Weg gebracht wurde. Einige Sponsoren sind bereits gefunden – zum Teil bringen sie, wie die Deutsche Städte-Reklame, auch Sachleistungen ein. Eine schicke Infowand, wo unter ande-

rem Biete/Tausche-Meldungen angebracht werden können, ist in Planung.

Schutzkleidung ist empfohlen

Geöffnet ist open area übrigens täglich, im Sommer von 9 bis 22 Uhr, in der „dunkleren“ Jahreszeit bis 19 Uhr. Offenbar wissen die Jugendlichen auch, was sie an diesem Park haben, denn von größeren Zwischenfällen und Zerstörung blieb das Gelände bislang (zum Glück) verschont. Reglementiert wird kaum, Schutzkleidung ist empfohlen, doch die Überwachung der Einhaltung nicht immer einfach. „Auch Fußballer sollten Schienbeinschoner tragen, aber wer macht das schon?“, fragt daher Geschäftsführer Kamps. „Wir können den Besuchern nicht die Hosenbeine anheben, um zu überprüfen, ob sie Knieschoner tragen. Vielfach gilt Schutzkleidung leider als ‚uncool‘“, bedauert er. Im nächsten Jahr ist daher eine Gemeinschaftsaktion mit der AOK geplant, die für mehr Sicherheit im Trendsport wirbt.

Nicht immer ein „Herz und eine Seele“ untereinander sind auch im Kaisergarten Inlineskater und Skateboardfahrer. Negative Stimmen zur Platzgestaltung gab es in den letzten Monaten keine, lediglich hier und da Verbesserungsvorschläge. Nur die BMX-Radler fühlen sich nicht gut repräsentiert – doch allen kann man es halt nicht recht machen!

Schwerpunktmäßig besuchen Kids im Alter von zehn bis 18 Jahren open area, manche von ihnen bringen ihre Eltern mit. Auch die Töchter von Jochen Kamps drängen den Papi am Wochenende schon mal dorthin. Doch der zielt

sich etwas. „Sobald ich die Nase dort hereinstecke, bin ich nicht mehr Privatmann und das ist manchmal etwas schwierig“, beschreibt er sein Problem.

Die Zukunft von open area sieht ziemlich rosig aus – der Pachtvertrag gilt noch einige Jahre und selbst wenn die vom Arbeitsamt geförderten Qualifikationsmaßnahmen für Jugendliche nicht



*Immer höher
und spektakulärer:
Inlineskaten ist „in“*

mehr möglich sind, muß und soll das nicht das Aus bedeuten. „Eine kommerzielle Bewirtschaftung ist bei freiem Eintritt jedoch ausgeschlossen. Aber im Falle eines Falles müßten wir Gespräche mit der Stadt führen!“ Jochen Kamps ist insgesamt optimistisch, daß es weitergeht mit open area und daß die Anlage weiterhin den Zusatz „Trendsport“ verdienen wird. „Wir arbeiten daran“, heißt es dazu aus den Reihen von ZAQ.

Kein Training für Vereine

Nur eines wird es vermutlich dort nicht geben, nämlich feste Trainingszeiten für Vereine. Die Beachvolleyballer des Clubs „Arche“ und die Inline-Hockey-Teams der „Piranhas“ sind zwar regelmäßige und gern gesehene Gäste auf dem Gelände, doch Reservierungen von Zeitkontingenten sollen sie nicht bekommen. „Wir sind für alle Jugendlichen da und zwar zu jeder Zeit während der Öffnungszeiten“, versichert ZAQ-Mann Kamps. „Wir wollen uns mit solchen Trainingszeiten nicht selbst beschränken.“ Andererseits gibt es enge Kooperationen mit Schulen. Die Gesamtschule Alt-Oberhausen hat eine Arbeitsgemeinschaft gegründet, das Elsa-Brändström-Gymnasium plant zur Zeit ebenfalls eine Schüler-AG. Auch im Sportunterricht gewinnt open area im Sinne der Erlebnispädagogik immer mehr Bedeutung. Mit klassischen Sportarten lassen sich die Kids kaum noch locken, die Aussicht auf einen Vormittag an der Kletterwand verspricht jedoch Spannung.

Und was zeigt der Blick durch den Zaun? „Eh, guck’ mal“, ruft der Jüngling im orangefarbenen Shirt und mit Wollmütze auf dem Kopf. Und dann saust er mit seinem Rollbrett, pardon Skateboard, auf die Rampe zu, winkelt im Sprung die Beine an, berührt das Board mit den Fingern und landet scheppernd, aber sicher auf dem Asphalt. Applaus! Können das alle hier? „Klar“, sagt er, „das ist doch nichts Besonderes.“ Tja, wenn man trendy ist, wahrscheinlich nicht ...

STABWECHSEL IM STADTSPO- RT- BUND

*Josef Loege
folgt Wilhelm Rüd-
del*

GUSTAV WENTZ

Dreißig Jahre sind viel. Dreißig Jahre sind eine Generation. Dreißig Jahre führte Wilhelm Rüd- del – alle sagen „Willi“ – den Stadt- sportbund (SSB), die Dachorgani- sation des Oberhausener Sports. Sein jahrzehntelanger Weggefährte im Präsidium, Alfred Schlya (schon seit 44 Jahren hier vertre- ten) machte deutlich, was das für eine Zeitspanne ist: „Vor 30 Jahren war Willy Brandt noch nicht Bun- deskanzler, vor 30 Jahren waren die Amerikaner noch nicht auf dem Mond gelandet.“ Aber Willi Rüd- del war da schon Chef des Stadtsportbundes – die meiste Zeit als „Vorsitzender“, in den letzten Jahren als „Präsident“. Nun ist er Ehrenpräsident, nun hat er den Stab weitergegeben, und er sagte: „Dreißig Jahre sind genug.“

So manchem ist gar nicht klar, was der Stadtsportbund eigentlich ist, was er macht, welche Ziele er verfolgt, wofür er einsteht. Für Wil- li Rüd- del war das immer klar: „Der

Stadtsportbund ist für die Vereine und für ihre Mitglieder und damit für alle sporttreibenden Oberhau- sener da.“ Hört sich gut an, erhellt aber nicht hinreichend.

Also: Jeder Oberhausener Sport- verein – das sind mittlerweile weit mehr als 200 – ist Mitglied des Stadtsportbundes, entrichtet für je- des Vereinsmitglied – das sind rund 50 000 – nach einem Schlüs- sel einen Beitrag, womit der SSB sich zu Teilen finanziert. Die Ge- genleistung besteht in einer umfas- senden und qualifizierten Beratung in organisatorischen Hilfeleistun- gen, im Ebenen von Wegen und Öffnen von Türen. Willi Rüd- del ist besonders stolz darauf, daß er ne- ben einer Unmenge von Auszeich- nungen – vom Bundesverdienst- kreuz über die Sportehrenplakette des Landes bis zum Ehrenring der Stadt – in zahlreichen Vereinen Eh- renmitglied ist: „Das ist die eigent- liche Anerkennung meiner Arbeit, denn für die Vereine war ich im-

mer da.“ Rüd- del hatte das Motto „Sport ist im Verein am schönsten“ für sich und „seinen“ SSB schon längst verinnerlicht, als es dieses noch gar nicht gab.

Daß der SSB-Ehrenpräsident auch Träger hoher kommunaler Auszeichnungen ist, hat wesent- lich mit einer weiteren Rolle des „Sportler Daches“ zu tun: Der SSB ist nämlich auch Mittler und Bin- deglied zwischen Sportvereinen und Rathaus, ist in diesem Sinne eben auch politische Lobby. Mit seinen rund 50000 Mitgliedern ist der Stadtsportbund die größte ge- sellschaftliche Gruppierung der Stadt. Oberbürgermeister Burk- hard Drescher meinte bei der Rüd- del-Verabschiedung: „Wenn der Sport sich zu Wort meldet, zuckt der Kämmerer zusammen.“ Rüd- del hat auf dieser Klaviatur eher lei- se und im Hintergrund gespielt, ist aber stolz darauf, sagen zu kön- nen: „Trotz der seit Jahren ange- spannten finanziellen Lage der Stadt mußte der Sportbereich längst nicht so einschneidende Kürzungen hinnehmen wie in den Nachbarstädten und anderen Ge- meinden des Landes.“

Gute Tradition ist es in Oberhau- sen, daß der SSB-Chef als Bürger- mitglied auch im Sportausschuß vertreten ist. Mit dieser wird nun gebrochen, aber das ist nicht schlimm. Nachfolger von Willi Rüd- del wurde mit Josef Loege nämlich ein Mann, der vielen zwar eher als Kommunalpolitiker be- kannt ist, der seine Wurzeln aber im Sport hat. Bevor Loege sich der Kommunalpolitik zuwandte, war er viele Jahre lang als Vorsitzender von Sportvereinen tätig, so daß er sich auskennt mit den Sorgen, den größeren und kleineren Wehwe- chen der Vereine. Als sportpoliti- scher Sprecher der SPD-Fraktion



*30 Jahre an der Spitze
des Stadtsportbundes:
Willi Rüdchel*

im Rat ist er ohnehin im Sportaus-
schuß.

„Schlafender Riese“

In dieser Funktion hatte Loege vor gut zwei Jahren eine „Große Anfrage“ zur Situation des Sports und der Sportförderung in Oberhausen initiiert, die über die Grenzen der Stadt hinaus Beachtung gefunden hatte. Festgeschrieben wurde in der Antwort nämlich, was viele gar nicht wußten oder verdrängt hatten: Der Sport genießt in Nordrhein-Westfalen Verfassungsrang, er ist eine Pflichtaufgabe, damit ist auch die Förderung des Sports verpflichtend und bindend. Kaum zu beziffern ist der Betrag, den die Stadt Jahr für Jahr durch die ehrenamtliche geleistete Arbeit in den Sportvereinen einspart. „Jede Mark, die wir für den Sport ausgeben, sparen wir fünf-

fach bei den Ausgaben im Sozial- und Jugendbereich“, pflegt Loege zu sagen.

Als politisch denkender und handelnder Mensch will Loege den „schlafenden Riesen“ aufwecken, will die sozialpolitische Komponente des Sports stärker akzentuieren. „Das hat“, sagt er, „nichts zu tun mit einer Politisierung des Sports, aber eine Menge mit dem Stellenwert, den er auch in der Kommunalpolitik einnehmen muß. Der Sport und die Sportvereine können der Stadt in vielen Dingen Arbeit abnehmen, können Aufgaben übernehmen, die diese nicht mehr so leisten kann, wie wir es jahrelang gewohnt waren. Das zeigen auch Beispiele aus anderen Städten mehr als deutlich.“

Und in einem weiteren Punkt will Loege sich von seinem Vorgänger erheblich unterscheiden. Rüdchel hatte – aus gutem Grund und wohlverstanden – der Förderung des Breitensports ersten Vorrang eingeräumt. Dieses Ziel will Loege zwar nicht aus den Augen verlieren, aber zugleich auch den



*Sitz des Stadtsportbundes:
Das „Haus des Sports“
in der Sedanstraße*



*Kennt die Sorgen der Vereine:
Der neue SSB-Vorsitzende
Josef Loege*

Spitzen- und Leistungssport stärker gefördert sehen als bisher. Er weiß: „Das ist sicher nicht Hauptaufgabe der Kommune und auch nicht des Stadtsportbundes, aber ein Aspekt, dem wir uns mehr zuwenden müssen als in der Vergangenheit.“ Daß der Verein zur Förderung des Spitzen- und Leistungssports in Oberhausen beim vom SSB seit 15 Jahren veranstalteten Spiel- und

Sportfest „Rund ums Rathaus“ mit einem Informationsstand vertreten war, ist nur ein erster Schritt.

Was wird Loege noch anders machen als Rüdchel? Da lacht er: „Ich werde keine 30 Jahre lang Präsident des Stadtsportbundes sein.“

MIT KLEINEM ETAT ZU GROSSEN ZIELEN

*„Revier-Löwen“
machen Eishockey in Oberhausen
hoffähig*

FRIEDEL KAUFHOLD

Eishockey in Oberhausen hoffähig zu machen, das war die Prämisse, als der ECR Ratinger Löwen 1997 seine Koffer packte und in die Arme der Oberhausener Arena flüchtete – Altlasten abstoßend und eine bessere Zukunft vor Augen.

Mehr als ein Jahr ist vergangen und Eishockey ist in Oberhausen hoffähig. Ob diese Sportart indes eine Zukunft hat mit diesem Verein, der eigentlich eine ganze normale GmbH ist, diese Frage kann (noch) nicht schlüssig beantwortet werden.

Die schnellste Sportart der Welt, die interessanteste Hallensportart zudem – die eine Seite der Medaille; die Kehrseite: krisenerschüttert wie kaum eine andere, Skandale, finanzielle Probleme.

Und da bilden die Löwen keine Ausnahme. Unter Geschäftsführer Alfred Schäfer wurde in der vergangenen Saison alles zusammengekauft, was Rang und Namen hat-

te. NHL mußte es schon sein, lieber 300 als 100 Spiele. Alter egal, Leistung auch.

Mit Robert M. Barnes wurde ein Trainer verpflichtet, der es zwar richten sollte, vornehmlich aber seine Lieblinge ins CentrO. holte. Und plötzlich war der Puck (zur Erklärung: das Spielgerät im Eishockey) weit weniger wichtig, als die Tassen im eigenen Schrank. Will sagen: wenn den vermeintlichen Stars ein Stückchen Papier fehlte, um den Allerwertesten ab-zuputzen, wurde eben der Geschäftsführer (und seine Helfershelfer) bemüht.

Eishockey gespielt wurde auch. Mehr schlecht als recht – aber immerhin. Das ging solange gut, bis einerseits die Erfolge der sportlich hoch gelobten (und auch veranlagten) Mannschaft ausblieben, andererseits der Schuldenberg sich Monat für Monat auftürmte.

Und die Zuschauerzahlen täuschten gewaltig, denn von den rund

3000, die im Schnitt die Kulisse in der Arena bildeten, waren rund 1500, die den Eintritt mittels Freikarte ergatterten.

Die Rettung – ein Gespräch mit Ogden. Der Hallenbetreiber, er sollte einsteigen und alles zum Guten richten. Tat er denn auch. Brian Jokat, ein ehemaliger Eishockeyspieler, der in einer Nacht- und Nebelaktion vor zig Jahren den EHC Essen verließ und irgendwann einmal bei Ogden in den USA in der Buchhaltung eine untergeordnete Rolle spielte, wurde Generalmanager von eigenen Gnaden und sollte es richten.

Und wie: Durch zwiespältige Aktionen türmte sich der Schuldenberg weiter – solange, bis die Gesellschafter der inzwischen Revier Löwen GmbH die Notbremse zogen, die WAZ in Oberhausen durch eine einzigartige Leserbrief-Aktion nachhalf.

Generalmanager oder Trainer Mike Zettel hieß die Frage. Der war inzwischen für den unbeweglichen Barnes gekommen, nachdem die Löwen einen Großteil der Mannschaft gefeuert hatten und einen Neuanfang starten wollten (und mußten). Das war zum Jahreswechsel – Prost, Knall.

Jokat verlor den Machtkampf – erwartungsgemäß. Ausgaben für Six-Pack-Karten (die nichts brachten) waren eben weniger zu verantworten, als geringere Gehälter für Spieler, die nicht nur das Trikot spazieren führen und sich über fehlendes Personal in den teuer angemieteten und ebenso ausgestatteten Wohnungen mokierten.

Die Weichen waren gestellt: Neuanfang im sportlichen Bereich. Der hat geklappt. Die Löwen endeten unter der Regie des sympathischen Kanadiers Zettel auf dem vorletzten Platz – dabei waren sie

eigentlich als einer der Top-Favoriten auf die Meisterschaft gestartet. Die unrühmliche Saison war gelaufen, der sportliche Part abgehakt. Doch der Ärger kam erst noch. Die DEL machte Schwierigkeiten bei der Lizenzerteilung. Das Finanzamt forderte Geld, ehemalige Spieler machten Ansprüche geltend. Und internen Knatsch gab es auch noch.

Da kam Günter Engel, Steuerberater aus Düsseldorf und bislang einer der Gesellschafter. Er übernahm die meisten Anteile der GmbH, die Schulden wurden durch private Bürgschaften abgesichert – die Lizenz mit Verspätung erteilt.

Und Stefan Dittmann, früher schon 'mal in Ratingen tätig, später dann in Nürnberg Weichensteller, wurde Manager und Geschäftsführer, hatte (fast) das alleinige Sagen.

Illustre Mischung von Spielern

Mike Zettel, der Trainer, konnte einem leid tun. In Kanada sah er sich nach Spielern um. Heraus kam eine illustre Mischung von talentierten Cracks, erfahrenen Eishockeyspielern und ein paar Menschen deutscher Nationalität, die in der neuen Saison ebenfalls auf Puckjagd gehen wollten.

Der Etat wurde abgespeckt. Von ehemals sechs – so hieß es, wahrscheinlich waren es zehn Millionen – auf gut vier Millionen Mark – so heißt es. Arrangement mit dem Finanzamt, Hinterlegung von Bürgschaften bei der DEL – weiter Streß mit der Arena.

Das Training wurde aufgenommen, da war eigentlich schon klar, daß die nächste Hiobsbotschaft nicht lange auf sich warten lassen würde. Die Ex-Frau von Mike Zettel war an Krebs erkrankt – sie starb kurze Zeit später. Der kanadi-

sche Coach mußte sich um seine beiden Kinder kümmern.

Alles verständlich – doch kurze Zeit später, die Löwen hatten gerade ein paar Spiele ohne Erfolg absolviert, ging es nicht mehr: Mike Zettel warf das Handtuch, mit Tränen in den Augen, aber die Familie geht eben vor, und er kehrte nach Kanada zurück, als die Saison gerade angefangen hatte.

Guter Rat war teuer; Dittmann tingelte durch Deutschland und fand mit Jiri Kochta einen erfahrenen Fachmann als Nachfolger. Unter dessen Führung lernte die Mannschaft dazu. Mit Frantisek Frosch und Aleksandrs Kercs wurden zwei neue Leute verpflichtet – die Löwen blieben am Tabellenende.

Aber – sie lieferten begeisternde Spiele: gegen Krefeld, gegen Mannheim, gegen die Eisbären aus Berlin. Und sie sorgten für Schlagzeilen, manchmal auch unfreiwillig. Stephane Morin, Profi der Berlin Capitals erlitt in der Arena der Sekundentod, ohne Fremdeinwirkung, einfach so auf der Bank.

Immerhin: der Klub hat sich auf den richtigen Weg gemacht. Das Abspecken des Etats gelang, und sportlich zeigt der Trend nach oben.

Finanziell gibt es zwar noch eine ganze Menge Fragezeichen – auch weil ein Hauptsponsor, der für eine Million oder auch nur 500 000 Mark die Brust mit seinem Logo ziert, weit und breit nicht in Sicht ist – aber auch die kleinere Lösung zeigt Erfolge und macht Sinn.

Stefan Dittmann tingelte durch die hiesige Unternehmerlandschaft, tummelte sich auch in Düsseldorf, Ratingen und anderen Nachbarstädten und fand so manchen Geldgeber, der zwar nicht mit der großen Knete 'rüberkam,

aber sein Herz für den Eishockeysport entdeckte und mit fünfstelligen Beträgen aushalf.

Trainingshalle fehlt

Und auch die Stadtspitze zeigte viel Verständnis für das junge Pflänzchen Eishockey, wie Dittmann in einem Gespräch mit Oberbürgermeister Burkhard Drescher erfuhr.



Auch wenn die Mannschaft das Schlußlicht bildet, die Fans sind von der Sportart Eishockey begeistert

Für das größte Anliegen der Löwen, in Oberhausen selbst eine Trainingshalle nutzen zu können, um statt einmal zweimal täglich zu trainieren, gab es indes nur offene Ohren. Geld für den Bau einer Halle ist im knappen Stadtsäckel allerdings nicht eingeplant.

So werden auch in dieser Saison die Löwen den Gürtel eng schnallen müssen. Überleben heißt die Parole. Und während dieser Zeit gilt es, neue Freunde für die Sportart Eishockey zu sammeln, Sponsoren zu begeistern und vernünftige Arbeit abzuliefern – ohne Skandale, ohne wieder ins Gerede zu kommen.

Die Macher um Stefan Dittmann, die Helfer um Organisationsleiter Detlev Czoske – sie alle tun ihr Bestes, sind auf dem richtigen Wege,



*Rückhalt des Teams:
Nationaltorhüter Marc Seliger
im Löwen-Gebäude*



*Unter Trainer Jiri Kochta
holten die Löwen
die ersten Punkte*

*Oben: Energisch setzt sich
Phil Huber gegen seinen
Kontrabenten durch*

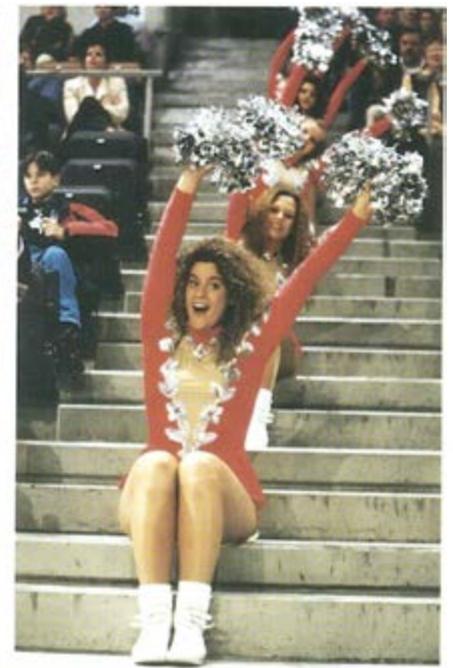
*Stets eine Augenweide:
die Cheerleader
„Silver Shadows“*

durch solide Führung den Eishockeysport in Oberhausen hoffähig zu machen.

Zukunft hat diese Sportart hier allemal. Davon künden allein die begeisterten Kids, die keine Gelegenheit verpassen, ihre Lieblinge hautnah zu erleben; sei es bei den vielen Autogrammstunden in der Stadt oder der Umgebung, sei es bei Aktionen in der Arena.

Zwar reichen die rund 2000 Zuschauer, die bisher im Schnitt die Spiele besuchten, sicherlich nicht aus, doch wer zu einem öffentlichen Training rund 400 Leute ohne großangelegte Werbeaktion mobilisiert, der darf sich über ein gutes Fan-Reservoir freuen.

Eishockey, die Revier Löwen und Oberhausen – das paßt zusammen ...



KUNSTHAUS HAVEN

Kreatives in ehemaligen Klassenzimmern

Wo früher gebüffelt wurde, kann man seit 1992 künstlerisch tätig sein. Das Kulturamt der Stadt Oberhausen ergriff sofort die Initiative, als damals eine Hauptschule aus dem denkmalgeschützten Gebäude auszog. Sie gestaltete die Klassenräume um und schuf kostengünstige Ateliers mit je 60 qm „Kunstfläche“.

Im Laufe der Jahre hat sich das „Kunsthaus Haven“ (so benannt nach der Havesteinschule) weit über die Stadtgrenzen Oberhausens hinaus einen immer größeren Bekanntheitsgrad erworben. Dies ist auch auf die Kontinuität und Intensität der Arbeit der Künstler zurückzuführen, die mit zahlreichen Aktivitäten auf ihr Schaffen hingewiesen haben.

Finanziell und ideell unterstützt werden die Künstler durch „Patent“, die sich bereit erklären, die Realisation von Ausstellungen, Herausgabe eines Kataloges oder konkrete Auftragsvergaben zu fördern.

Tage der offenen Tür, sog. „Einsichten“, Künstlerpartys, Work-

shops und Ausstellungen erfahren mittlerweile einen äußerst regen Zuspruch von Besuchern und Künstlern aus dem gesamten Ruhrgebiet.

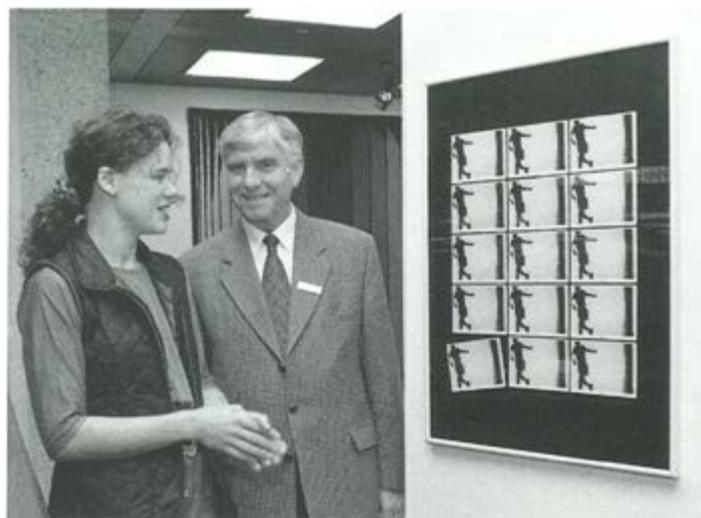
Als „1. Patentkünstler“ wählte die Stadtparkasse Wahed Khakdan, in Teheran geboren, aus. Sein realistischer Stil, der auch international große Beachtung findet, war mit ein Grund, ihn zu unterstützen.

In der Hauptstelle zeigte eine Dauerausstellung jeweils für einen Monat ein Bild von ihm. Interessenten erhielten diesen Druck dann von Wahed Khakdan handsigniert und datiert.

Ein zweites Patentprojekt übernahm die Stadtparkasse 1995. Seinerzeit war es Katharina Sackmann, der u.a. die Möglichkeit gegeben wurde, ihre Werke der Öffentlichkeit zu präsentieren. Sie arbeitet häufig im Blueprintverfahren, das als eines der ältesten Kopierverfahren gilt. Die ersten Versuche sind aus den 40er Jahren des letzten Jahrhunderts bekannt. Damals diente es den Architekten und Zeichnern für Entwürfe und Pläne, wurde jedoch im Kunstbereich kaum eingesetzt.

Einblick in das Verfahren und die künstlerische Umsetzung gab eine zweijährige Ausstellung sowie auch die Herausgabe von „Kunst-Postkarten“, die unverwechselbar ihre Handschrift tragen.

Jetzt stand erneut ein Wechsel in den Ateliers an. Konzeptionell sieht man vor, wieder anderen Künstlern die Möglichkeit der Arbeit in ei-



Direktor Wolfgang Flesch im Gespräch mit der Künstlerin Katharina Sackmann



Wabed Kbakdan „Das rote Pferd“, Öl auf Leinwand, 1987, Format 200 x 150 cm

nem derartigen Haus zu bieten und damit zugleich ein positives Zeichen für einen künstlerischen Neubeginn zu setzen.

Anhand von aussagefähigen Bewerbungsunterlagen (Lebenslauf,



Präsentation des Haven-Künstlers in der Kundenhalle der Hauptstelle

Plakate, Fotos, Ausstellungsmappen, Reproduktionen von Kunstwerken usw.) wählte die Stadtsparkasse ihren neuen „Patenkünstler“ aus. Alexander Ray stammt eigentlich aus St. Petersburg in Rußland, wo er die Kunsthochschule abgeschlossen und als Kunstlehrer für Kinder gearbeitet hat. Seit 1992 lebt er mit seiner Familie hier in Oberhausen.

*Blueprint-Arbeiten
von Katharina Sackmann
zeigte die Galerie*

Auch seine Werke zeigt die Stadtsparkasse – diesmal in der Filiale Sterkrade. In den nächsten Monaten wird mit dieser Ausstellung ein Überblick über sein Schaffen gegeben, Arbeiten aus seiner Zeit im Kunsthaus Haven vorgestellt und damit vielleicht auch seine weitere künstlerische Entwicklung vorangetrieben.



*Alexander Ray
und sein Atelier
im Kunsthaus Haven*



BLICK ZURÜCK AUF 1998

HELMUT KAWOHL



*Nach Umbau wiedereröffnet:
Die Ludwig Galerie Schloss Oberhausen*



*Von den Fans gefeiert:
Wolfgang Petry in der Arena*

Die Kultur prägte die Highlights des Jahres 1998 in Oberhausen: Die Ludwig Galerie Schloss Oberhausen wurde wiedereröffnet, die Fernsebausstellung „Der Traum vom Sehen“ im Gasometer startete in die zweite Saison. Ende des Jahres hatten knapp 540.000 Menschen diese Schau gesehen. Das Theater Oberhausen wurde zur besten Bühne im Rheinland gewählt, die Kurzfilmtage zogen in die Innenstadt zurück und der Umbau des Behrens-Lagerhauses zum Depot des Rheinischen Industriemuseums wurde abgeschlossen. Ihrem Ruf als bedeutende Veranstaltungshalle in Deutschland gerecht wurde die Arena. Der Aufstieg von Rot-Weiß Oberhausen in die Zweite Fußball-Bundesliga, verbunden mit der Einweihung des umgebauten Stadions Niederrhein, war aus sportlicher Sicht herausragend. In unruhiges Fahrwasser geriet dagegen das junge Film- und Fernseh-technologiezentrum HDO.

Ein Blick zurück auf die wichtigsten Schlagzeilen, die das Jahr 1998 in Oberhausen geschrieben hat.

DEZEMBER '97/JANUAR

„Oasis“, Blues-Legende Joe Cocker, Harlem Gospel Singers und Gala „Art on Ice“ mit Montserrat Caballé begeistern in der Arena · Neuer Trausaal des Standesamtes im Schloß · Verstorben: Friedenskämpferin und Sängerin Fasia Jansen, Stadtkämmerer a.D. Karl Bourscheid, ehemaliger Superintendent Walter Deterding · Neue Trainingshalle für die Kunstturner des KTT Oberhausen eingeweiht · „Aus“ für den Stahl: Letzter Abstich im Elektrostahlwerk an der Osterfelder Straße · Mike Zettel neuer Trainer des Eishockey-Clubs „Revier Löwen“ · Rocksänger Peter Maffay beim Spatenstich für Musical-Theater „Tabaluga & Lilli“ · MAN GHH-Verwaltungsgebäude in Sterkrade soll zum Technischen Rathaus umgebaut werden · Umbau Schloß Oberhausen abgeschlossen: NRW-Ministerin Ilse Brusis eröffnet die erste neue Ausstellung „Götter, Helden und Idole“ · Spatenstich für neues Wohngebiet an der Kampstraße in Osterfeld · Alt-Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond beim Jahresempfang zum Ehrenbürger Oberhausens ernannt

FEBRUAR

Musikbarde Wolfgang Petry begeistert 12.000 Fans in der Arena · Pilzbefall bedroht die Sanierung von 65 Häusern der Siedlung Stemmersberg · Stadt und Polizei starten Sicherheitsaktion für Senioren · Spatenstich für neue Radstation am Hauptbahnhof · STOAG testet 24 Meter langen Doppel-Gelenkbus auf der Nahverkehrsstrasse · Junges Oberhausener Paar gewinnt Traumhaus bei RTL-Sendung „Hausfieber“ · Eisrevue „Schneewittchen und die sieben Zwerge“ in der Arena · Bundesliga-Basketballer der „Ruhr Devils“ stellen Spielbetrieb ein · Verein meldet Konkurs an · Fünf-Zentner-Bombe auf dem Ruhrkohle-Gelände an der Waldteichstraße entschärft · Wolfgang Hirsch erhält Baugenehmigung für großen Fachmarkt in der Sterkrader City · 300.000 Menschen feiern Stadtprinzipal Friedel I. beim Karnevalsumzug · Mutter rettet Kind bei Hausbrand an der Duisburger Straße · Theater-Intendant Klaus Weise inszeniert am Wiener Burgtheater · Club emek übernimmt Kindergarten an der Freiligrathstraße in Osterfeld



*Die Stadt versinkt im Regen:
„Land unter“ in den Rubruwiesen*



*Wieder in der Innenstadt:
Die Internationalen Kurzfilmtage*



*Der Aufstieg ist geschafft:
RWO kickt jetzt in der 2. Liga*

MÄRZ

Theater führt zum Brecht-Jahr „Baal“ auf · Guildo Horn und seine „orthopädischen Strümpfe“ in der Turbinenhalle · Möbelhaus Heck feiert sein 175jähriges Bestehen · Bauunternehmer Dirk Grünewald wird neuer Präsident der Industrie- und Handelskammer zu Essen · Bundesverdienstkreuz für CDU-Fraktionsvorsitzenden Dr. Heinz-Jörg Eckhold · Große Resonanz beim „Frühjahrsputz“ im Stadtgebiet: 85 Tonnen Müll werden eingesammelt · Staatsanwaltschaft ermittelt gegen Mitarbeiter des Sozialamtes · Babcock Kraftwerkstechnik kündigt Abbau von 600 Stellen an · Afghanischer Asylbewerber stirbt nach Messerstich · Oberhausen schneidet als Einkaufsstandort gut ab · Teenies im Freudentaumel: Chartparty der Megastars lockt 12.000 in die Arena · Etat der Stadt mit Rekorddefizit von 248 Mio. DM verabschiedet · Spatenstich für DRK-Service-Haus mit Wohnungen für Rollstuhlfahrer · Ehefrau und Nebenbuhler erschlagen: Lebenslanglich für 47jährigen Sterkrader · Wohnwagen-Ausstellung im Rheinischen Industriemuseum eröffnet

APRIL

Staatsanwaltschaft ermittelt: Stadt manipulierte Zahlen bei Asylbewerbern und Kriegsflüchtlingen und kassierte zu viel Geld in Millionenhöhe vom Land · Die Westdeutsche Allgemeine Zeitung (WAZ) wird 50 Jahre alt · Deutsche Welle porträtiert Oberhausen für ihre Fernsehserie „Schauplatz Deutschland“ · Fernseh Ausstellung „Der Traum vom Sehen“ wird im Gasometer wiederholt · Eifersuchtsdrama: 29jährige Frau ersticht ihren jungen Freund · „Wohnen am Wasser“: In Buschhausen wird eine Siedlung nach niederländischem Vorbild gebaut · Katarina Witt präsentiert zum zweiten Mal vor 10.000 Zuschauern ihre Eislaf-Gala „Worldstars on Ice“ · Handel in der City will bei Ladenzeiten an einem Strang ziehen · Wechsel nach 30 Jahren: Josef Loege löst Willi Rüdell im Amt des Stadtsportbund-Vorsitzenden ab · 44. Internationale Kurzfilmtage ziehen in die Innenstadt zurück: Eröffnung im Filmpalast Lichtburg · Neue Station Umwelt und Naturschutz in den Räumen des ehemaligen Ripshorster Hofes

MAI

2000 Jugendliche präsentieren am Centro. das Schulkultur-Festival „Creaction“ · Ludwig Galerie zeigt Weltstars der Comic-Kunst · Moskauer Staatszirkus auf Eis gastiert in der Arena · „Oberhausen total offen“: Verkaufsoffener Samstag ein voller Erfolg · Autobahnausbau zwischen Oberhausener Kreuz und Holten verschlingt 60 Mio. DM · Stadt beteiligt sich an den Kosten für neues City-Management · Gedenkhalle: Ausstellung zum Kinderalltag im Holocaust · Möbelhaus Rück will in die Neue Mitte umziehen · Oberhausener Einzelhandelsverband feiert 100jähriges Bestehen · RWO schafft nach zehn Jahren Abstinenz wieder die Rückkehr in die Zweite Fußball-Bundesliga · Adler Osterfeld steigt in die Oberliga auf · Astron-Hotel neben der Luise-Albertz-Halle eröffnet · Riesige Stimmung bei drei „Pur“-Gastspielen in der ausverkauften Arena · Oldtimer-Rallye startet an der Centro.-Promenade · Egon Berchter gibt nach 35 Jahren sein Amt als Vorsitzender der Lebenshilfe ab · Rat stellt Einführung der Biotonne zurück



„Freier Fall“ in den Rummel:
Fronleichnamskirmes mit neuen Attraktionen



Umzug geplant:
Die Firma Teerbau an der Mülheimer Straße



Seit 20 Jahren im Einsatz für Kinder:
Das Spielmobil

JUNI

Baumeister-Mühle lädt zum Mühlen Tag · Bundesverdienstkreuz für Ordensbruder Hermann Frye · Schauspieler Dieter Oberholz geht nach 40 Jahren „in Rente“ · Heine-Großbaustelle am Hauptbahnhof „wächst“ · Richtkranz weht über Erweiterungsbauten der 4. Gesamtschule und des Freiherr-vom-Stein-Gymnasiums · Sterkrade im Rummelfieber: Fronleichnamskirmes begeistert die Massen · „Stomp“ in der Arena: Ein Erlebnis der besonderen Art · Eine Tote und mehrere Schwerverletzte nach Verkehrsunfall in Sterkrade · Rat wählt Bernd Elsemann zum neuen Stadtkämmerer · Norbert Kassen, Leiter des Amtsgerichtes, wird neuer Vorsitzender des Verkehrsvereins · „Spatenstich“ für letzten Bauabschnitt zum Sterkrader Verkehrsring · Hannelore Elsner dreht für neuen Film in Oberhausen · Ältester Oberhausener im Alter von 104 Jahren gestorben · City-Managerin Gabriele Spengler nimmt ihre Arbeit auf · Arena unter neuer Leitung: Michael Brill löst Brigitte LeProhon ab · Marktschreier beim Fischmarkt in Osterfeld

JULI

TV-Ansagerinnen treffen sich bei Fernsehausstellung im Gasometer · Spatenstich für neues Siedlungsprojekt „Muskelhypothek“ in Barmingholten · Wirbel um HDO-Technologiezentrum: Stadtspitze dementiert Finanzprobleme · Ehrenring der Stadt für Kurt Löwenthal, Ehrenvorsitzender des Einzelhandelsverbandes · Sanierung läuft auf vollen Touren: Gesamtschule Osterfeld soll 1999 asbestfrei sein · Neue Fremdenverkehrsstatistik: Oberhausen wird für Touristen interessant · Stadt sucht Paten für Kinderspielplätze · WDR-Kindersendung „Liliputz“ live aus dem Gasometer · Essener Bürgerverein lehnt Planung eines Flugplatzes in der Neuen Mitte ab · Florist aus Oberhausen „knackr“ den Lotto-Jackpot und gewinnt 7,3 Mio. DM · Firma Teerbau plant Umzug von der Mülheimer- zur Buschhausener Straße · Mittelalterliches Spektakel auf Burg Vondern · Sieben Verletzte bei schwerem Verkehrsunfall auf der A 42 · Weltmeisterschaften im Eishockeyverein „Revier Löwen“ kämpft um neue Lizenz

AUGUST

Landschaftsverband Rheinland und Rheinisches Industriemuseum eröffnen ihr Museumsdepot im umgebauten Behrens-Lagerhaus an der Essener Straße · Spielmobil der Stadt seit 20 Jahren im Einsatz für Kinder · RWO startet mit 0:0 gegen Uerdingen in die Fußball-Zweitligasaison · Fabrikhalle des Hüttenwerks an der Knappenstraße zur „Schilda“-Konzert- und Festhalle umgebaut · Amtsgericht unter Denkmalschutz · Richtfest für neuen Bauernhof im Tiergehege des Kaisergartens · Sommer-Kulturprogramm der Stadt im Schloß-Innenhof · Zechensiedlung Alstaden feiert 100jähriges Bestehen · Babcock-Konzern will bei den Wirtschaftsbetrieben aussteigen · 1. Klimaschutz Konferenz im Ebertbad · „Haus des Naturschutzes“ im Gehölzgarten Ripshorst eingeweiht · Planungsdezernent Hans-Jürgen Best wird neuer Beigeordneter in Essen · Israelische Investoren wollen HDO-Gesellschaftsanteile erwerben · Westerholt-Siedlung in Osterfeld strahlt in neuem Glanz · Ausstellung in der Gedenkhalle erinnert an Zwangsarbeiter in Oberhausen



*Lebendige Schaufensterpuppen:
Das CentrO feiert seinen 2. Geburtstag*



*Brücken an der Steinbrinkstraße abgerissen:
Der Sterkrader Verkehrsring ist bald fertig*



*Freuen sich auf ihr Projekt im Gasometer:
Christo und Jeanne-Claude*

SEPTEMBER

City-Managerin verläßt Oberhausen nach nur zwei Monaten · Regisseur aus München dreht neues Stadtvideo · Heinrich-Heine-Gymnasium feiert 125jähriges Bestehen · NRW-Ministerpräsident Wolfgang Clement besucht Oberhausen · Patrick Lindner Star beim großen Osterfelder Stadtfest · Neue Kindertageseinrichtung „Schlupfloch“ an der Welwelstraße in Sterkrade eingerichtet · CentrO. feiert seinen 2. Geburtstag mit 372 lebendigen Schaufensterpuppen · 12.000 Boxfans in der Arena begeistert: „Tiger“ Dariusz Michalczewski schlägt Mark Prince k.o. · 36 vom Hauschwamm befallene Häuser der Stemmersberg-Siedlung sollen abgerissen werden · City-Kaufhof auf der Marktstraße feiert 70. Geburtstag · Tennis-As Jens Knippschild verläßt den OTHC · SPD ist der große Gewinner bei der Bundestagswahl in Oberhausen · Bismarckschule wird 100 Jahre alt · Ausstellung „Mythos Mercedes“ in der Ludwig Galerie Schloss Oberhausen eröffnet · Polizei fängt in Königshardt entlaufene Königspython-Schlange eines Zirkusses ein

OKTOBER

Aleksandar Ristic löst Gerd vom Bruch als Trainer beim Fußball-Zweitligisten RotWeiß Oberhausen ab · RWO schlägt den Hamburger SV im DFB-Pokal mit 7:6 nach Elfmeterschießen · Verkauf für Kleinwagen „Smart“ beginnt · Maria Krautzberger wird neue Planungsdezernentin in Oberhausen – Frank Lichtenheld neuer Geschäftsführer der Entwicklungsgesellschaft Neu-Oberhausen · 130 junge Leute nehmen an multilateraler Jugendbegegnung in Oberhausen teil · Eishockeyspieler der Berlin Capitals erleidet in der Arena plötzlichen Herztod im Spiel gegen die „Revier Löwen“ · TV-Kommissar Horst „Derrick“ Tappert besucht zu seinem Abschied die Fernseh Ausstellung „Der Traum vom Sehen“ im Gasometer · Für neuen Sterkrader Verkehrsring: Alte GHH-Brücken über die Steinbrinkstraße werden abgerissen · Richtfest für das Hirsch-Einkaufszentrum in Sterkrade und die neue Probehühne des Theaters · Stütze der Wuppertaler Schwebebahn vor dem Rheinischen Industriemuseum aufgestellt

NOVEMBER

Güterschiff rammt Rhein-Herne-Kanal-Brücke: Auto fällt ins Wasser · Fernseh Ausstellung im Gasometer beendet: 536.160 Menschen kamen in zwei Jahren zum „Traum vom Sehen“ · Oberhausener Landtagsabgeordneter Prof. Manfred Dammeier wird neuer SPD-Fraktionschef im Düsseldorfer Landtag · Klaus Frömgen übernimmt von Hans Dorgaten den Vorsitz des CityO-Managements · 17 afghanische Kinder fliegen mit dem Friedensdorf in ihre Heimat zurück · 18 Lkw starten mit Hilfsgütern nach Rumänien · Julija und Carsten Bartsch: Erste Ehe im Rahmen der Städtepartnerschaft Oberhausen – Saporoshje · Heino eröffnet den Weihnachtsmarkt auf dem Friedensplatz · Ausstellung MausOlcum: Die WDR-Fernseh-maus zieht ins Rheinische Industriemuseum · Klaus Wehling löst Wolfgang Grothaus als Bürgermeister ab · Bürger gedenken der Reichspogromnacht vor 60 Jahren · Das Künstlerpaar Christo und Jeanne-Claude stellt im Gasometer sein neues Projekt „The Wall“ vor: 13.000 Ölfässer werden 1999 im Oberhausener Wahrzeichen gestapelt

Oberhausen freut sich 1999 zum Jubiläum 125 Jahre Stadtrechte auf zwei große Ereignisse: Auf dem ehemaligen Zechengelände in Osterfeld findet die Landesgartenschau OLGA mit einem künstlerischen Programm unter der Intendanz von „Circus Roncalli“ – Chef Bernhard Paul statt, im Gasometer präsentiert das weltbekannte Künstlerpaar Christo und Jeanne-Claude sein Projekt „The Wall“, bei dem 13.000 Ölfässer zu einer 25 Meter hohen Wand aufgetürmt werden. Beide Ereignisse gehören zum Finale der Internationalen Bauausstellung Emscher Park, die in den letzten zehn Jahren auch in Oberhausen bemerkenswerte Spuren hinterlassen hat.

Das Jahrbuch „Oberhausen '99“ widmet sich diesen Themen ebenso wie es viele weitere Geschichten erzählt, – recherchiert und geschrieben von Journalisten aus der Stadt.



Plitt Druck- und Verlag GmbH, Oberhausen